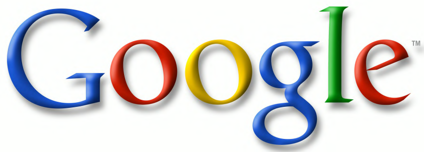
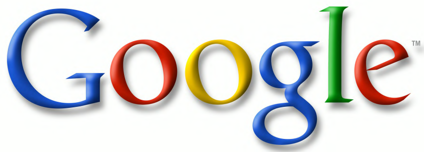







# Hieronymus Lorm

# Bekenntnisblätter

Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig


VE
RI
TAS



151089



Hieronymus Lorm
im Jahre 1892

# Hieronymus Lorm
# Bekenntnisblätter

Verstreute und hinterlassene Aufzeichnungen
eines Dichterphilosophen

Eingeleitet von Philipp Stein

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1905

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.

# Einleitung

Vor einem Vierteljahrhundert, im November 1880, schrieb mir Hieronymus Lorm von seinem „einsamen, mühseligen, wider Willen fortgesetzten Leben“. Ein blinder Seher stand er an der Brandung des Lebens und vermochte ihren Wogenprall nicht zu hören — und ich mußte an sein Gedicht „Die Trappisten“ denken, an jene Verse von erschütternder Stimmung, in denen seine Lebensflucht, seine Negierung des Lebens wohl am schärfsten zum Ausdruck kommt und in denen er verkündet, das Leben habe nur einen glücklichen Moment: den letzten.

Solche Stimmungen aber, wie sie jenen Brief und jenes Gedicht erfüllen, gehören doch zu den Seltenheiten auf dem an Leidensstationen so reichen Lebensgange dieses Mannes, der ein geborener Poet war und doch dreiviertel seines Lebens durch Ohr und Auge keinen unmittelbaren Eindruck der Welt empfing. Eine wunderbare Energie lebte in diesem seltenen Lebensheros, und er ward ein Philosoph der Tat — er hat nicht eigentliche Philosophiegebäude aufgeführt, doch er hat die glänzendste Probe der Lebensfähigkeit seiner Philosophie abgelegt: er hat durch sie die ihm aufgelegten schwersten Lasten des Lebens überwunden, hat sich all der Fesseln entledigt, die das Leben ihm auferlegt, hat sich der Finsternis entzogen, die ihn umdüsterte, und hat mit einem Optimismus, wie er hoffnungsfreudiger und lebensbejahender nicht ausgesprochen werden kann, verkündet:

„Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfassen,
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.“

Trotzdem rubrizieren manche gern bequem einschachtelnde Literarhistoriker Lorm unter die düsteren Pessimisten. Der Dichter selbst schrieb mir einmal, daß ihn dies den Leuten zum Schreckbild mache, denn man verstehe darunter einen Pessimisten, der die Ideale totschlägt. Und doch gerade die Hochhaltung der Ideale, die Empfindung des Mißverhältnisses zwischen idealem Streben und realen Erfolgen, jener schrillen Dissonanz ist es, die eben den Pessimismus Lorms hervorruft, jenen Geist, der wie Lorms Gedichte und philisophische Aufsätze zeigen, der des Urchristentums ist und deshalb die Ideale der Kunst und die reichen, sittlichen Freuden des Lebens preist, denn diese wie jene sind ihm „Sehnsucht erweckende Hinweisungen auf den Geist, der nicht von dieser Welt ist".

In den folgenden autobiographischen Aufzeichnungen (Seite 3—31) spricht sich der Dichter sehr entschieden und überzeugend in dieser Hinsicht aus, und es verlohnt darum nicht mehr, jenes Vorurteil gegen die Weltauffassung Lorms nochmals zu bekämpfen. Jenes Vorurteil wird zumeist seine Nahrung erhalten haben aus der Kunde von dem erbarmungslosen Schicksal, das Lorm so früh betroffen hat. Am 9. August 1821 in Nikolsburg als Sohn des Kaufmanns Landesmann, eines Mannes von vielseitiger Bildung und regem literarischen Interesse, geboren, war er schon als Knabe kränklich. Den Gymnasialunterricht mußte er auf ärztliches Verlangen bald aufgeben; als er dann zwölfjährig auf der polytechnischen Schule in Wien seine Studien fortsetzte, ergriff ihn schon im Jahre darauf, 1834, eine plötzliche Lähmung, von der ihm der Kurgebrauch von Teplitz nur teilweise Heilung brachte, denn die Krankheit warf sich nun auf das Gehör. Heinrich mußte auf das Studium der Musik verzichten (Autobiographisches Seite 15 ff.), und in seinem sechzehnten Lebensjahre büßte er das Gehör völlig ein — die Kraft des Augenlichts verminderte sich mehr und mehr und in späterer Zeit (1881) ist es dann völlig erloschen. Die Familie wollte den Knaben, um ihn zu schonen, früh von geistiger Anstrengung fernhalten, aber mit eiserner Energie erarbeitete er sich selbständig eine große philosophische Bildung und literarische Belesenheit. Schon in dem sechzehnjährigen Jüngling erwachte der Dichter — in dem „Österreichischen Morgenblatt" erschienen seine ersten Gedichte, und es zeigt sich, daß die Leiden seine Jugend früh gereift haben. Im Jahre

1843 bereits erwirbt sich seine mohammedanische Faustsage „Abdul“ Beachtung und Anerkennung, und das Epos des Zweiundzwanzigjährigen kann bei Paetel in Berlin erscheinen.

Als Feuilletonist und Kritiker erschien er zuerst in dem Buche „Wiens poetische Schwingen und Federn“ (1847). Diese Schrift, die Charakteristiken der Schriftsteller Österreichs gibt, wendet sich gegen die Zensur, und er verkündet „seine gerechte Verachtung gegen jene, die sich heutzutage noch den österreichischen Zensurgesetzen unterwerfen“. Es war in Wien seine schriftstellerische Tätigkeit bei den Behörden bereits mißliebig geworden, und darum ließ er aus Rücksicht auf seine Familie dieses sein erstes Buch unter dem Pseudonym Hieronymus Lorm erscheinen (Leipzig, Grunow). Das Buch atmete den freiheitlichen Geist wie andere Schriften Jung-Österreichs, besonders die von Anastasius Grün, Moritz Hartmann u. a. Die Verfolgungen, die er wegen seiner literarischen Tätigkeit in Österreich zu befürchten hatte, veranlaßten Lorm — diesen Namen hat Heinrich Landesmann seitdem beibehalten — die Heimat zu verlassen: er begab sich nach Leipzig und dann nach Berlin. Die Revolution von 1848 machte ihm die Rückkehr nach Wien möglich — er beteiligte sich an den publizistischen Kämpfen der Zeit und ist dann ein Vierteljahrhundert dort geblieben.

Die unruhig bewegten Jugendjahre waren vorüber, von außen griff kein großes Ereignis mehr in seine Existenz ein und er führte fortan das Leben eines Mannes, der, wie er einmal sagt, nichts erlebt hat. Er war in Wien dann lange Zeit für die Wiener Zeitung tätig — sein hauptsächliches Gebiet war die literarische Kritik, in der er Hervorragendes in oft eigenartiger Form leistete. Aber auch auf dem Gebiete des eigentlichen Feuilletons wurde er bald ein Meister — wie glänzend er diese literarische Kunstform bis ins späte Alter beherrscht hat, lassen überzeugend die Aufsätze erkennen, die ich in der Rubrik „Autobiographisches“ wiedergebe. Und ein sonst nicht eben anerkennungsfreudiger Autor wie Karl Gutzkow sagt einmal 1878 im Nürnberger „Korrespondenten“, nachdem er von Ernst Kossak gesprochen: „Tiefer und philosophischer war in Wien Hieronymus Lorm, der wohl der geistvollste Vertreter des Begriffs: Was ist ein richtiges Feuilleton? genannt werden darf. Dieser eigentümliche Kopf wirft irgend ein Paradoxon wie eine bunte Seifenblase in der Einleitung seiner Aufsätze und wie eine Aufgabe

hin, bringt sie auf die Höhe einer zeitgemäßen Beziehung und schließt mit einer praktischen Nutzanwendung, einer treffenden Paränese".

Schon die 1848 entstandenen „Gräfenberger Aquarelle" — wie „Wiens poetische Schwingen und Federn", jetzt ein vergriffenes Buch — lassen uns erkennen, wie doch all diese, Tagesstimmungen und Tagesströmungen entnommenen Schilderungen einer dichterischen Schaffensart entstammen und wie Lorms psychologischer Anteil an seinen Gestalten immer mehr für ihn zur Hauptsache wird. Immer mehr kommt uns bei der Lektüre seiner Schöpfungen, auch der kleinsten, vielleicht nur schnell hingeworfenen, die Überzeugung, daß der Dichter in Lorm von dem Philosophen in ihm nicht zu trennen ist. Das Unglück, das seine Jugend verdüsterte, hat den in ihm schlummernden Poeten früh geweckt, und als dann später ein erneuter Schicksalsschlag ihn noch härter traf, als er schließlich die Sehkraft völlig verlor, da hat sein Innenleben sich immer reicher und reifer entwickelt.

Die Außenwelt sah und hörte er nicht mehr, da schuf er sich in sich eine neue Welt. Seine innere, seine philosophische Größe, sein dichterisches Empfinden befähigten ihn, nun alles Seelenleben der Menschen bis in die feinsten Regungen zu belauschen und zu sehen mit blinden Augen. Nur selten ließ er erkennen, daß ihn auch düstere Stimmungen beherrschten — er war im Grunde eine sonnige Natur und er hatte das unschätzbare Glück, Liebe zu erwerben und auf Jeden, der ihm näher treten durfte, wärmend und bezwingend zu wirken. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern ist ihm bis in sein patriarchalisch hohes Alter treu geblieben, überraschend zahlreich sind die hervorragenden Zeitgenossen, mit denen er im Briefwechsel gestanden hat, er selbst zählte zu unseren wertvollsten, liebenswürdigsten und interessantesten Briefkünstlern, wie seine von Professor Sauer jetzt zur Veröffentlichung vorbereitete Briefsammlung erweisen wird. Er war ein köstlicher Causeur, ein geistreicher Schachspieler — nichts was draußen in der Welt Bedeutendes vorging, keine wertvolle literarische Erscheinung ist ihm fremd geblieben, und wie er unermüdlich dichterisch produzierte, so nahm er auch kritisch regen Anteil an Literatur und Philosophie. Eine Energie, stahlhart und unbeugsam, arbeitete in ihm und überwand all die Hindernisse, die das Schicksal

zwischen ihm und der Welt aufgetürmt hatte. Freilich — großes und unschätzbares Verdienst daran, daß Hieronymus Lorm sich so selten bewußt wurde, wie hart das Geschick mit ihm verfahren, hatte die Liebe seiner Familie, die mehr war als hingebend und pietätvoll, die opferwillig die Existenz dieses seltenen Menschen ermöglicht hat. Im Jahre 1856 hatte Lorm geheiratet, zwei Söhne und eine Tochter entstammen dieser glücklichen Ehe. Schon mit sechzehn Jahren, als er das Gehör verloren, hatte er eine Art stenographischer Fingersprache erfunden — mit Hilfe dieser verhältnismäßig einfachen Schnellschrift konnte ihm auf den inneren Handflächen alles mitgeteilt werden. So wurde die Unterhaltung mit ihm geführt, so wurden ihm Zeitschriften und Bücher zugänglich gemacht, so wurde ihm die ganze Welt vermittelt. Und mit seinem aufs feinste ausgebildeten Fühlvermögen konnte er aus der Art, wie hier die Worte ihm auf die Hand übertragen wurden, erkennen, wen er vor sich hatte. In opferwilligster Hingabe hat seine Tochter Marie ihr Leben dem blinden und tauben Vater geweiht: sie ist ihm Auge und Ohr gewesen, sie hat die Welt ihm jeden Tag neu erschlossen, sie war ihm Sekretär, sie war für ihn das Bindeglied, das ihn mit der Außenwelt verband — und wer je von Hieronymus Lorm sprechen wird, der wird voll verehrender Bewunderung zugleich auch seiner Tochter Marie gedenken...

Lorm hat bis zum Jahre 1873 in stiller Zurückgezogenheit in Baden bei Wien gelebt, dann siedelte er nach Dresden über, von wo er 1892 mit Frau und Tochter nach Brünn zog, um in der Nähe seines ältesten dort als geschätzter praktischer Arzt wirkenden Sohnes zu leben. Dort ist er am 3. Dezember 1902 gestorben — ein Einundachtzigjähriger. Und dieses Leben von mehr als biblischem Alter ist köstlich gewesen, voll Mühe und Arbeit. Unermüdlich hat er geschaffen, nicht immer freilich nur das, was ihm Herzenssache war — er spricht es einmal knapp und mit bitterem Humor aus: „Der Bäcker besteht darauf, daß ich mich zum Schreiben begeistere". Aber vor allem glücklich machte ihn doch die Seligkeit, die mit dem Schaffen verbunden ist. Und darin liegt vielleicht der Schlüssel zum Geheimnis der Lormschen Unermüdlichkeit.

Die feinsinnige, kleine Künstlernovelle „Das Kopftuch der Madonna" scheint mir das zu bestätigen. Sie hat seinerzeit in

einer Preiskonkurrenz der Wiener „Allgemeinen Kunstchronik“ die erste Auszeichnung erhalten, — sie ist im Buchhandel längst nicht mehr aufzufinden; darum und weil sie für Lorm so bezeichnend ist, habe ich sie unserer Sammlung verstreuter Lormschriften eingereiht. Die Novelle handelt von einem hochstrebenden Maler, dem die Hoffnungen auf zwei Bilder, die sich der gerade modischen Schablone nicht einfügen wollen, zerstört worden sind durch Jury und Kritik. Verzweifelt will der Maler seiner Kunst entsagen, doch wenige Tage später ist er bereits wieder begeistert an der Arbeit: „ich arbeite, weil ich muß“ — sagt er — „ich kann der Seligkeit, die täglich in meinem Innern aufgeht und nach außen drängt, nicht widerstehen.“ Und an einer anderen Stelle führt der Dichter aus: das „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ gelte ebenso wie von Liebenden auch vom Künstler und Dichter. Seine himmelhoch jauchzende Seligkeit des Schaffens hat seiner gesamten Tätigkeit den Stempel aufgedrückt. Und so ist das Wunderbare möglich geworden: ein blinder und tauber Mann hat nicht nur vermocht, sich in den Besitz unseres ganzen Bildungsschatzes zu setzen und auf der Höhe unserer Kultur zu stehen, er hat es auch erreicht, darüber hinaus zu kommen, die Bildung seiner Zeitgenossen zu erweitern und sie emporzuführen zu höheren Ausblicken, zu innerer reinerer Geisteshöhenluft.

Auch aus dem „Kopftuch der Madonna“ ist schon ersichtlich, wie auch den Novellisten immer die Lösung der psychologischen Aufgabe besonders reizt. Die Fabel, wie handlungsbelebt und auch anekdotisch sie mitunter erscheint, wird ihm bald gewissermaßen nur zum Vorwand — selbst in seinem Roman „Späte Vergeltung“, wo die Häufung der Geschehnisse größer und romanhafter ist als sonst bei ihm, gilt ihm die Durchführung des ethischen Gedankens als Hauptaufgabe. In der langen Reihe seiner novellistischen Dichtungen werden die von ihm erschaffenen Gestalten immer zu Trägern des Lormschen Denkprozesses gemacht, ohne daß ihnen ihre Eigenart genommen wird — sie haben im Gegenteil fast alle sehr scharfe Eigenprägung. Und wie Lorm durch sein eigenes Schicksal zur Erkenntnis der Not und der Finsternis des Lebens gekommen ist und durch eigene starke Kraft doch ein Überwinder geworden ist und vorbildlich für die anderen, so vermag er auch in den kleinen Einzelschicksalen seiner Helden und Leidenden der Mensch-

heit ganzen Jammer einzuspannen und doch wieder sie hinauszuführen in die Resignation und zugleich in den Triumph höherer Weltanschauung.

Überraschend ist es, daß bei allen seinen erzählenden Dichtungen, deren lange Reihe im Einzelnen zu nennen hier unmöglich ist, niemals ein Mangel an Anschaulichkeit sich bemerkbar macht — stets hat man die Empfindung, daß alles unmittelbar von äußeren Eindrücken angeregt sei — die Welt lebte eben in diesem Dichtergemüt mit ungetrübter Anschaulichkeit fort — noch glänzender vielleicht zeigen das seine Verse, die sich eine große Gemeinde erworben haben — die erste Sammlung seiner Gedichte konnte in mehreren Auflagen erscheinen und er konnte ihr 1897 noch einen Band „Nachsommer" folgen lassen. Der Lyriker Lorm ist durchweg schlicht im Ausdruck, in der Form vom feinsten Ebenmaß, eine melodische Anmut geht durch seine Rhythmen — es ist, als ob hier der Reiz der Musik wieder auflebe, auf deren Ausübung er so früh hatte verzichten müssen. Besonders zart und fein behandelt er das Liebeslied; seine Sonette und Ghaselen sind meisterlich auch in der Form. Er gehört zu den seltenen Dichtern, die einem starken Gedankengrundton einen Ausdruck voll poetischer Stimmung zu verleihen vermögen. Ergreifend ists, wenn über seinen Gedichten sich der stille Frieden wehmutsvoller und doch groß beherzter Resignation breitet, und erstaunlich ists, wie er seiner philosophischen Weltanschauung immer neuen dichterischen Ausdruck abzugewinnen weiß, wie diese Gedichte durchweg Bekenntnisse sind eigenster, persönlichster Art, und doch zugleich eine Stütze werden und ein Trost all denen, die des Lebens Last empfunden haben und überwinden wollen. Mit Recht betont Richard M. Meyer, daß weicher, melodischer der tiefe Weltschmerz wohl nie ausgedrückt worden ist, als in Lorms Hymnen der stillen Verzweiflung: es ist nicht wie bei vielen Nachahmern Heines und Lenaus ein traditioneller Weltschmerz, es ist persönlichstes Erlebnis, eigenste Erfahrung, was aus seinen Klagen hervortönt und darum ist alles so bezwingend und ergreifend.

Wie in seinen Gedichten, so hat er die Summe seiner Lebensansichten, seine eigentliche Weltanschauung vornehmlich in dem großen Werke gegeben, das seiner Brünner Einsamkeit entstammen. Voraus ging schon sein Buch „Der Naturgenuß"

und „Natur und Geist“ — zuerst 1876 als ein Buch erschienen, dann 1884 als zwei gesonderte Werke herausgekommen. Er ist nun zu der Anschauung gekommen, daß die unausfüllbare Kluft zwischen dem spekulativen Idealismus und dem unerreichbaren wahren Objekt der letzten Erkenntnis den wissenschaftlichen Pessimismus bedingt. Und indem er dann diesen wissenschaftlichen Pessimismus trennte von dem flachen Lebenspessimismus, kommt er zur Auflösung der pessimistischen Lebensdissonanzen, zur Errichtung seines „Grundlosen Optimismus“ (1894) — jenes Werkes, von dem er in seinen autobiographischen Angaben (S. 28) erzählt, daß er es unter der Feder habe. Diese große und letzte Schöpfung seines Lebenswerkes negiert das Wissen vom Guten, aber es verkündet den Sieg der Herzensgüte, deren Anblick tiefer ergreife und erschüttere als die Ideen des Denkers und die Werke des Genies. Den Wert des höchsten Lebensgenusses besitzt die leidenschaftslose kontemplative Art, das Leben zu nehmen. Das Leben an und für sich gilt ihm nur als Last — unsere Zerstreuungen, Vergnügen, Beschäftigungen dienen nur dazu, uns das Leben vergessen zu machen: „dennoch hat uns die Natur eine Anhänglichkeit an dies öde, leere Leben eingepflanzt — der Mensch ist immerdar ein Kind, das, wenn es noch so spät geworden, nicht gerne schlafen geht . . .“

* * *

Marie von Ebner-Eschenbach, Lorms edle und geistesverwandte getreue Freundin, hat es einmal ausgesprochen, wie wünschenswert es wäre, den reichen Schatz an Gedanken in des Dichterphilosophen Werken einmal zusammenzustellen. Etwas derartiges wird im vorliegenden Buche der „Bekenntnisblätter“ versucht. Berücksichtigt sind die zahlreichen verstreuten Arbeiten Lorms, die nicht in Buchform erschienen sind, dann einige Werke, die längst vergriffen und nicht mehr auffindbar sind. So auch „Die Klage eines Tauben“, das erste der veröffentlichten Gedichte des jugendlichen Dichters, dem außer dem „Österreichischen Morgenblatt“ auch Bäuerles „Theater-Zeitung“ Aufnahme gewährte.

Hinzugenommen ist dann, was wie tagebuchartig in den letzten Lebensjahren des Dichters sich aneinandergereiht hat und als

sein Nachlaß hinterblieben ist. In dem Nachlaß fand sich auch das bis dahin nicht veröffentlichte Märchen „König Ewig“ vor — es ist jedoch eine Jugendarbeit und scheint nach einem Briefe Lorms an Moritz Hartmann aus der Mitte der vierziger Jahre zu stammen. Um welcher Qualitäten willen die Künstlernovelle „Das Kopftuch der Madonna“ der unverdienten Vergessenheit entzogen worden, ist schon früher dargelegt.

Beigegeben sind Faksimilia der Lormschen Handschrift, die von Interesse sein dürften. Bis zum Jahre 1881 hat Lorm stets seine Dichtungen und Briefe selbst geschrieben — er hatte sich erst seitdem, unter dem Druck der Notwendigkeit zum Diktieren verstanden. Die beiden Seiten aus seinem Notizbuche die hier folgen, sind in der Größe des Originals wiedergegeben, das Gedicht auf Seite XVI erscheint in etwas verkleinerter Wiedergabe. Es ist die erste Fassung des Gedichtes „Innere Stimme“, und stammt aus dem Jahre 1852. Ein Vergleich mit dem in den „Gedichten“ (7. Auflage, S. 72) veröffentlichten Druck ergibt, daß nicht nur im Einzelnen sich verschiedene Lesarten finden, sondern auch daß die Strophen 2, 3, 10—12 darin nicht enthalten sind — sie werden hier zum ersten Male veröffentlicht.

Den Eingang bilden die autobiographischen Aufzeichnungen Lorms — sie gewähren interessante Einblicke in sein Seelenleben, in den Gang seiner Entwicklung und in den Zeitcharakter, mit dem Hieronymus Lorms seltene, in mancher Hinsicht wohl einzige Individualität verankert war.

Philipp Stein.

15. April 1872

Kein verständiger Mensch verfolgt die [illegible]
Kant'sche Philosophie anders denn aus rein [illegible]
[illegible] Gesichtspunkt: nicht um der Aufschlüsse
willen, welche die Philosophen über den Grund der
Dinge erhalten zu können glauben, sondern weil
die Systeme, die uns so [illegible] Eindringlichkeit
[illegible]
[illegible] und die begriffen
[illegible] der Weltanschauung [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] der Kant'schen Philosophie, weil sie [illegible]
[illegible] möglich machte dazu [illegible]

Faksimile zweier Seiten

[illegible]

—

[illegible]

—

[illegible]

16.

[illegible]

aus dem Notizbuch Lorms.

Faksimile der ersten Niederschrift des Gedichtes „Innere Stimme".



Hieronymus Lorm
im Jahre 1878

# Autobiographisches

Ein Dichter mag durch Beeinträchtigung der wichtigsten Sinnesorgane noch so sehr zur Abgeschiedenheit gezwungen sein — immer gilt für ihn das Wort Heinrich Heines: „Der Dichter bringt die Welt mit auf die Welt".

## Klage eines Tauben.

Wenn sanft Zephyr am Abend weht,
Die Ruhe jedem Müden winkt,
Da ruft die Glocke zum Gebet,
Erweckt der Andacht heil'ges Licht —
Ich Armer hör' die Glocke nicht.

Wenn oft das Herz so schwer und bang,
Des Trübsinns Wolke uns umgraut,
Und unser Blick nach oben schaut,
Erfreuet uns der Leier Klang,
Da sanft er durch den Schmerz sich bricht —
Ich Armer hör' die Leier nicht.

Wenn Teures uns geraubt der Tod,
Wenn wir verwundet vom Geschick,
Verlassen von dem ird'schen Glück,
Dem Freunde klagen uns're Not,
Ist er's, der Tröstung um uns flicht —
Ich Armer hör' die Tröstung nicht.

Drum tönt das Lied aus meiner Brust
So dumpf und schwer des Trübsinns voll;
Was ist's, das mich erfreuen soll?
Und was erfüllt mein Herz mit Lust?
Da mir ein kostbar Gut gebricht:
Ich Armer höre leider nicht.

1837.

*

Es wäre mir leicht, mein dürftiges, ereignisloses Dasein, das ein Grashalm unter Millionen Grashalmen ist, dennoch in einem dicken Buche zu beschreiben unter dem Titel: „Memoiren eines Mannes, der nichts erlebte.“ Denn man glaubt es nicht, wie reich ein an Glücksfällen armes Leben ist, und wie viele gleichsam individuell-historische Taten ein König der Leiden vollbringt, um sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische Unterdrücken seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu machen.

In den Augenblicken der Misanthropie, wenn man gerade über Lüge, Verrat, gemein-gebräuchlichen Wortbruch und andere Gebrechen der Leute zu klagen hat, mag man wohl zu der Anschauung gelangen, welche die ganze Welt für einen Kerker und die Menschen für das unvermeidliche Ungeziefer darin ansieht. Allein wie kein noch so großes äußeres Glück unter allen Umständen vor einer ähnlichen pessimistischen Weltbetrachtung bewahrt, wenn man nicht in seinem Innern die Befreiung und Erlösung aus den Kerkerbanden durchsetzt, die Natur und Schicksal um jeden schlingen; — so kann andererseits kein Gefängnis, zu welchem das Unglück ein Einzelleben gestaltet, so eng und so finster sein, daß sein Boden nicht ungeahnte Rosen trüge und große Gestalten es füllten, die ungleich den irdischen Raumgesetzen den engen Kerker nur um so mehr erweitern, je zahlreicher sie ihn bevölkern.

Mein Leben war eine pennsylvanische Einzelhaft, aber aus dem Bereich der Kunst und der Philosophie sind große Gestalten darin aufgetaucht und mittelst der Ideen und Gefühle, die sie weckten, sind aus dem scheinbar so unfruchtbaren Boden Erzeugnisse emporgeschossen, denen von einigen strengen, aber unbefangenen Richtern die innere Berechtigung zugesprochen wurde, in der Literatur noch einige Zeit weiter zu bestehen. Es bedarf im Hinblick auf meine körperliche Situation, auf die

doppelte chinesische Mauer, die mich von der Außenwelt abschied, keines Beweises, daß mein Schreiben nichts als ein Hülferuf eben nach der mir entrissenen Außenwelt von jeher gewesen ist. Er war kein vergeblicher. Schon während ich den ersten Versuch unternahm, mich mit der mir abgeschiedenen Welt literarisch zu verständigen, machte ich die Erfahrung, daß Niemand ganz verlassen bleibt, sobald sich von ihm nur das Gerücht verbreitet, daß er dieser egoistischen Welt oder den auf seinen Beruf bezüglichen Kreisen etwas Angenehmes zu bieten habe.

Ich befand mich in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 in Leipzig, die enge hochgelegene Wohnstube meines Jugendfreundes, des Dichters Moritz Hartmann teilend, um die letzte Hand an mein erstes Buch: „Wiens poetische Schwingen und Federn" zu legen. Völlig unbekannt und ungenannt, nicht einmal den Schatten des Ruhmes werfend, der sich zuerst als „Ruf" ankündigt, arbeitete ich emsig an dem genannten Buche und wurde in meinem Fleiße, mir zuerst unbegreiflich, durch fortwährende Besuche der damals in Leipzig domizilierenden literarischen Notabilitäten gestört. Was war ich, die arme Hekuba, diesen in ihrer Zeit so gewichtigen Leuten, die freilich heutzutage halb oder ganz vergessen sind, daß sie die hohen Treppen zu mir emporstiegen und sich es in meiner „Kneipe", wie damals jeder Student seine Behausung nannte, eine Zeitlang gefallen ließen, die Schwierigkeit einer meistens nur schriftlichen Verständigung mit mir nicht scheuend? Im Gefühle meines Nichts fand ich so lange keine Lösung des Rätsels, bis ich erfuhr, daß sich — vielleicht durch schalkhaftes Hinzutun Hartmann's — das Gerücht verbreitete, welches durch die auf meinem Schreibtisch liegenden „Bürstenabzüge" bestätigt zu werden schien, daß demnächst aus meiner Feder eine Charakteristik der Schriftsteller des gesamten Deutschlands im angesehenen Verlag von Grunow in Leipzig erscheinen werde. Jeder der Herren wollte also Sorge tragen,

charakterisiert oder mindestens vorteilhaft genannt zu werden, jeder wollte mir die mehr oder minder versteckten Lorbeeren seiner Tätigkeit vor das Auge rücken, in's Gedächtnis prägen, in die Schreibfeder legen. Bedenkt man, daß der Schwerpunkt des gesamten politischen und geistigen Lebens in Deutschland damals ausschließlich das Buch war, besonders nachdem Friedrich Wilhelm IV. einige heute fast komisch klingende Milderungen der Zensur erlassen hatte, namentlich das Gesetz, die unverkürzte Wahrheit müsse 20 Druckbogen haben — so wird man die Wichtigkeit begreifen, welche die Schriftsteller auf das plötzliche Auftauchen eines ganz obskuren Kritikers ihrer Schriften legten.

Das Miniatur-Erfolgchen meines ersten Buches hatte mir zu persönlicher Berührung oder Verbindung mit hochbegabten, mit wirklichen Dichtern verholfen. Ich will nur zehn derselben nennen, in denen ich persönlich wahrgenommene Charakterzüge erlebte: Anastasius Grün, Grillparzer, Otto Ludwig, Bauernfeld, Varnhagen von Ense, Gutzkow, Laube, Kühne, Stifter, Hebbel. Von diesem Kollegium ausgezeichneter Männer ihrer Zeit wüßte ich Charakterzüge zu erzählen, die sich ausschließlich persönlichem Verkehr mit mir entfalteten. Allein mein diffiziles Gewissen dehnt die Heiligkeit des Spruches: De mortuis nihil nisi bene so weit aus, daß ich mich nicht berechtigt fühle, bedeutende Menschen in einem Lichte erscheinen zu lassen, welches sie nicht bewußt und absichtlich auf die Welt geworfen haben. Diese Toten leben in ihren Werken, sind aber für mich mausetot in ihrem persönlichen Wesen. Hätte ich auch keineswegs etwas anderes als Gutes, wenn auch manche menschliche Schwäche, von ihnen zu berichten — schon der Gedanke, daß sie, wenn sie noch lebten, unwillig, widersprechend oder sogar erzürnt in meine gut gemeinten persönlichen Reminiscenzen einfallen könnten, hemmt meine Feder. Erwägt man diesen Grundsatz der Gewissenhaf-

tigkeit tiefer, so gerät man freilich zu einer traurigen philosophischen Anschauung über den ethischen Wert der Weltgeschichte. Jeder Mensch müßte demnach ein Geheimnis für jeden Menschen bleiben, so weit er sich nur in Gedanken und Gesinnungen und nicht in Taten manifestiert, die freilich der Weltgeschichte angehören, aber den wahren Charakter des Menschen um so weniger spiegeln, als sie vom Zufall abhängig sind. Der sterbliche Teil des Menschen ist, wenn gestorben, für immer tot, weil er niemals in Taten vollkommen erkennbar wird; nur der unsterbliche Teil des Menschen kann der Kritik unterworfen werden, so lange er eben in geistigen oder geschichtlichen Werken fortlebt. Wie sinken aus diesem Gesichtspunkte die Memorabilien bezüglich großer Männer und Frauen zur Wertlosigkeit herab, namentlich die zu Bibliotheken aufgehäuften Kommentare zu den intimsten Liebesgeschichten Goethes!

Von persönlichen Begegnungen mit großen Männern abgesehen, welche einen Teil dieser Größe auch dadurch offenbarten, daß sie die lästigen und zeitraubenden Hilfsmittel einer klaren Verständigung mit mir nicht scheuten, weil sie immer gütig genug waren, für sich einen inneren Gewinn aus solchen Mühen vorauszusetzen, bin ich mein Leben lang von Männern in ziemlich ungestörter Einsamkeit belassen worden. Sie hatten stets zu viele Sorgen, Geschäfte, eigene Angelegenheiten, um sich lange den Mühen einer Unterhaltung mit mir auszusetzen, wenn ich damals Gesprochenes meistens von den Lippen ablesen konnte. Immerhin blieb der Verkehr mittelst Schrift oder erst zu erlernender Fingersprache notwendig und wurde vielen eher zur Abschreckung als zur Anlockung: „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein!“ Ich wäre jedoch undankbar, wenn ich mich völlig und ausnahmslos der Einsamkeit überliefert erklärte. Was die Männer flohen, das schien die Frauen anzuziehen; stets blieb ich von intelligenten weiblichen

Wesen umgeben, die eben durch die Intelligenz verhindert wurden, sich durch schriftliche oder künstlerische Beweise derselben zu einem allgemein giltigen Ruhme aufzuschwingen, so daß ich mir, wer weiß, wie lange Zeit schon täglich sagen kann: Die modernen Frauen sind mir die liebsten Männer.

Die Gastfreundschaft, die mir Moritz Hartmann in Leipzig erwiesen hatte, vergalt ich ihm in Berlin, wo er von Ende des Jahres 1846 an bis tief in das nächste Jahr hinein mein Stubengenosse blieb. An die Stimmung Berlins in jenen Tagen, die der großen Revolution unmittelbar vorhergingen, wird wenig mehr gedacht; man vermengt die Disposition der Gemüter allzusehr mit den Erregungen, welche schon die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840 bewirkt hatte. Im Jahre 1847 war der sonderbare Einfall dieses Monarchen, dem Drängen der öffentlichen Meinung nach einem Parlamente durch ein Surrogat, durch die Einberufung eines „vereinigten Landtags" in Berlin zu entsprechen, in Szene gesetzt worden. Bedeutungsvoll und zum Teile geistreich waren die Verhandlungen dieser Notablen-Versammlung, aber eine unerbittliche Scheidewand schien sie von einer leidenschaftlichen Teilnahme des Volksgemütes, von den wirklichen Interessen, welche die Nation damals bewegten, absolut zu trennen. Im Berliner Volke zumal schlugen nur die ganz äußerlichen Formen und Redeweisen Wurzel und bezeichnend dafür war die allgemein kolportierte Aeußerung eines Droschkenkutschers, der seinem Mieter auf das Angebot eines zu geringen Preises für ein weite Fahrt zur Antwort gab: „Jeehrteste Versammelte, erlooben Se mich ein alljemeenes Jelächter!"

Das große Ereignis, welches mit dem „Vereinigten Landtag" in die Geschichte Preußens eintrat, hatte im Augenblick seiner Verwirklichung sowohl bei den Volksmassen als sogar beim Mittelstand ein auffallend geringes

Interesse angefacht. Die Ursache ist leicht zu erklären und wurde dennoch von den Machthabern und Gesetzgebern weder im Voraus ergründet noch nachträglich eingesehen. Die Ursache war, daß die Freiheit, die sich in dieser Art oder Abart von Parlament dokumentieren wollte, zum Geleite und zur Gefolgschaft eine durch die alte Zensur gebundene Zeitungspresse hatte. Dieses Parlament glich daher einem Clavier ohne Resonanzboden, wenn nicht gar Lichtenbergs Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Die zwei gelesensten Berliner Zeitungen, im Volke „Onkel Spener" und „Tante Voß" benamset, brachten zwar ziemlich getreue Berichte über die Verhandlungen, allein man merkte ihnen an, daß sie mühselig keuchend jeder Kritik aus dem Wege gingen.

Heutzutage wird man nur schwer glauben, daß damals ein kleines Buch weit mehr Aufsehen, Popularität und Interesse erregte als der große Landtag. Dieses Buch war Heinrich Heines eben erschienenes „Wintermärchen", eine Lektüre, die natürlich von den Behörden streng verboten und schon deshalb jedem Gebildeten geboten war. Die neue Adjustierung und Bewaffnung des Heeres, vom König durchgeführt, verbreitete beinahe einen mittelalterlichen Glanz über die Stadt Berlin und wie zahlreich auch die Begegnung mit Militärpersonen war — Hartmann und ich verfehlten niemals, uns im Angesicht der in die Höhe strebenden Helmspitzen die Worte aus dem „Wintermärchen" zuzuraunen, die schon ein Jahr später in Erfüllung gehen sollten:

„Doch fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht einmal solch eine Spitze
Herab auf Euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze."

Die schwüle Atmosphäre des Jahres 1847 war nur denjenigen, die politisch fühlten und dachten, deutlich erkennbar; im übrigen bewegte sich das Leben

Berlins in jener hergebrachten Weise, die das Theater zur einzigen öffentlichen Beschäftigung der Nation zu machen strebte. Das Theater bildete auch noch immer auf Geheiß der Zensur den hauptsächlichsten Inhalt der Zeitungen. Im Opernhause blühte und glänzte als jahrelange Nachschwingung der Vorliebe, welche Friedrich Wilhelm III. dafür empfunden hatte, das Ballet; im Schauspielhause herrschten mit fast absoluter Machtvollkommenheit die nach Romanen theatralisch zugeschnittenen Dramen der Birch-Pfeiffer.

Das Ballet war in der Tat in der Art beschaffen, daß man ihm ein kulturhistorisches Studium zuwenden konnte. Wenn ich an die Wichtigkeit denke, die damals den Balletvorstellungen beigemessen wurde, so drängt sich mir das Erstaunen auf, daß es in neuester Zeit keine weltberühmten Tänzerinnen mehr gibt, die, ähnlich der Marie Taglioni und der Fanny Elssler, Europa mit ihrem Ruhme erfüllen würden. Einem größeren Sachkenner als ich bin bleibe es überlassen, zu untersuchen, ob die eigentliche Ursache der Decadence dieses Kunstzweiges in dem Mangel an außerordentlichen Talenten innerhalb der Choreographie oder in dem Aussterben des allgemeinen Geschmackes dafür liege. Im Jahre 1847 sah das Berliner Opernhaus noch eine Taglioni. Es war freilich nicht diejenige Taglioni, welche den Schriftsteller Theodor Mundt berühmter gemacht hatte als seine Werke, indem sie ihm das Wort eingegeben, sie tanze „Goethe"; die Taglioni von 1847 war eine Nichte der großen Tanz-Zelebrität und der Vater der Nachfolgerin war hochangesehener Balletmeister der Berliner Oper. Keineswegs erregte die junge Tänzerin den gleichen Enthusiasmus wie ihre Namensschwester, allein da sie später einen Fürsten Windischgrätz geheiratet hat, so muß man zugeben, daß sie größere Sprünge machte als die berühmteste Tänzerin der Welt. Ich für meine Person habe damals dem Berliner Ballet die aufmerksamsten Studien

gewidmet, die mich einige Jahre später befähigten, dem Abendblatt der kaiserlichen „Wiener Zeitung“ gewissenhafte Kritiken über den Wert neuer Tanz-Divertissements im Wiener Hofoperntheater zu liefern. Aus dieser Wiener Zeit ist noch immer eine Erinnerung in mir lebendig, die ich hier einschalten muß. Eine Wiener Tänzerin, eine Baronesse, deren Vater, nachdem er ein großes Vermögen durchgebracht hatte, seine Frau und sein einziges Kind in Armut zurückließ, hatte angefangen, großes Aufsehen zu erregen. Dies war in Rücksicht auf ihre Kunst um so höher anzuschlagen, als die Gesichtszüge der jungen Tänzerin ausnehmend häßlich gewesen und daher zu ihrem künstlerischen Erfolge, der in diesem Genre so oft auf weiblicher Schönheit beruht, nicht das Geringste hatten beitragen können. Ich hatte ihr im persönlichen Verkehr einmal gesagt, daß ihr jede Zigeunerin eine große Zukunft wahrsagen werde, aber nicht aus der Hand, sondern aus dem Fuße. Allein ich war damit selbst ein schlechter Prophet, denn das junge Mädchen starb plötzlich, bevor ihr Ruhm noch in die Welt gedrungen war. Sehr bewegt widmete ich ihr den Nachruf:

Sie hat den Himmel erreicht
Durch Schweben wunderbar!
Sei ihr die Erde so leicht
Wie sie der Erde war.

Führte im Jahre 1847 im Berliner Opernhause das Ballet die Vorherrschaft, so schwang um dieselbe Zeit im Berliner Schauspielhause Frau Birch-Pfeiffer den Herrscherstab des Erfolges. Unter den vielen Romanen, die sie von jeher begabten Autoren geraubt, in ihr theatralisches Schlachthaus geschleppt und gevierteilt hatte, befanden sich gerade damals das Werk einer schwedischen Schriftstellerin und „Frau Professorin“ von Auerbach. Als Birchpfeifferei bekam der schwedische Roman

den Titel: „Mutter und Sohn", die deutsche Novelle den Titel „Dorf und Stadt". Auerbach machte damals die Bemerkung, es wäre ihm beim Anblick dieses Stückes zu Mute gewesen, als hätte er ein ihm gestohlenes leibliches Kind in einer Bande von Seiltänzern wiedergefunden. Für künstlerisch angelegte Gemüter war besonders die Schlußwendung des Stückes empörend, welche zwei unvereinbarte Gegensätze, auf deren plastischen Hervorhebung der ethische Wert der Novelle beruhte, theatralisch mit einander verkuppelte. Das große Publikum besteht aber nicht aus künstlerisch angelegten Gemütern und das Theaterstück „Dorf und Stadt" erregte namenlosen Enthusiasmus. Ich brachte damals in eine Abendgesellschaft bei Alexander Duncker die erheiternde Nachricht: Das neueste Buch, dessen sich Frau Birch-Pfeiffer eben der Neuheit wegen für ihre Bühnenzwecke bemächtigt hätte, wäre der eben ausgegebene erste Band von Humboldts „Kosmos".

Alexander Duncker war Königlicher Hofbuchhändler und in seinem Salon versammelte sich eine vornehme und intelligente Gesellschaft, welcher die anmutige Hausfrau in vollendeter Art die Honneurs machte. Zu dieser Gesellschaft gehörten auch die Brüder des Hausherrn mit ihren Frauen, und von diesen Brüdern war der eine Verfasser der vielgelobten und noch mehr ausgebeuteten „Geschichte des Altertums", und der andere Besitzer eines hohen Staatsamtes. Ich hatte Gelegenheit, in diesen Salon Anton Rubinstein einzuführen, der damals 18 Jahre zählte. Er war mir schon in Wien zum Freunde geworden, wo er auch schon mehr bekannt war als in Deutschland. In Berlin hatte er nicht öffentlich gespielt und sein dortiger Aufenthalt war ausschließlich der Kompositionslehre gewidmet. Um so größeres und überraschenderes Entzücken erregte es, als er sich im Salon Duncker an das Klavier gesetzt und seiner Virtuosität freien Lauf gelassen hatte. Alexander Duncker zählte

damals kaum 35 Jahre und war ein schöner ritterlich aussehender Mann mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart. Ein Ritter schien er in der Tat zu sein, denn sein ganzes Wesen war getragen von feiner Erziehung und nobelster Gesinnung, die sich weit weniger der Vornehmheit des Standes als dem Adel des Geistes sympathisch zuwendete. Er ist erst im Alter von 85 Jahren gestorben und mir war bei der Nachricht von seinem Hinscheiden zu Mute, als sähe ich mit eigenen Augen ein Stück meiner Jugendzeit ins Grab legen. Der Hofbuchhändler Alexander Duncker war sowohl Verleger als Sortimenter und hatte seinen Geschäftsladen in der Französischen Straße. Dieser Laden gestaltete sich nicht selten ebenfalls zu einem Salon, denn Vertreter der höchsten Berliner Intelligenz traten dort ein, um sich nach dem Erscheinen und dem Preise neuer Werke zu erkundigen. So erschien auch einmal dort Alexander von Humboldt, und da der Titel eines neuen gelehrten Werkes, nach welchem der große Mann fragte, weder dem Chef, noch dem Personale bekannt war, so verlangte Humboldt ein Blatt Papier und eine Bleifeder, um den Titel aufzuschreiben. Dieser mußte ein weitläufiger sein, denn schon hatte Humboldt einige Sekunden daran geschrieben, als er plötzlich mit der Erklärung, er müsse zu Hause noch einmal nachsehen, das von ihm beschriebene Papier zerknitterte und in eine Ecke warf. Niemals werde ich die Bewegung und die Hast vergessen, womit das ganze Personal, den Chef mit inbegriffen, auf jene Ecke losstürzte, um sich in Besitz des unsterblichen Autogramms zu setzen. 1897.

*

In meinem sechzehnten Lebensjahre verlor ich plötzlich das Gehör mit allmählicher Abnahme binnen weniger Tage und gänzlicher Einbüßung über Nacht. Eine erkennbare Krankheit war nicht vorhergegangen und ver-

schiedene Aerzte zerbrachen sich bei den damaligen beschränkten Hilfsmitteln der medizinischen Wissenschaft vergebens die Stellen, wo nach allgemeiner Meinung ihr Kopf saß, um die Ursache herauszufinden und waren nahe daran, mir selbst tatsächlich den Kopf zu zerbrechen, um sie zu entdecken. Da ich mehr Schmerz über den Verlust als Interesse an seiner Ursache empfand, so widersetzte ich mich bald ferneren Untersuchungen, besonders weil mich die psychologische Wahrnehmung mit Grauen erfüllte, daß die Herren Mediziner, so oft sie der Erkenntnis der Ursache nahe zu sein glaubten, von mir verlangten, ich sollte in ihre triumphierende Freude über — mein Unglück mit einstimmen. Man könnte ein Buch über die versteckten Leiden und Regungen schreiben, zu welchen Patienten durch ihre Aerzte veranlaßt werden.

Da mein trauriges Geschick nicht von dem geringsten körperlichen Leiden begleitet war, so entzog ich mich bald dem Berufe, der Wissenschaft als Prüfungsobjekt zu dienen. Wie die Wirkung des unseligen Verhängnisses auf meine Seele beschaffen sein mußte, läßt schon der einzige Umstand erkennen, daß ich bis zu dem Augenblicke, als das Unglück eintrat, ausschließlich und mit Leidenschaft musikalischen Studien obgelegen hatte. Zuletzt war ich Schüler des heute noch in Wien berühmten, obgleich schon vor einem Menschenalter verstorbenen Professors am Konservatorium für Klavierunterricht Josef Fischhof gewesen. Den Ernst der Kunst im Auge, zur Komposition ebenso geeignet als geneigt, hatte ich es verschmäht, als Virtuose öffentlich aufzutreten und die damals noch sehr geringe Zahl der „Wunderkinder“ zu vermehren. Daß mir die Befähigung dazu nicht gefehlt hätte, wurde mir nicht nur damals durch das Entzücken meiner Umgebung bewiesen, sondern noch fast sechs Jahrzehnte später durch das Zeugnis einer Dame, die mir zu meinem siebzigsten Geburtstage, obgleich sie mir bis dahin persönlich ganz unbekannt geblieben, wenigstens meiner Erinne-

rung völlig entschwunden war, eine Schilderung meines Klavierspiels und meines ganzen Persönchens in meinem dreizehnten Lebensjahre gab.

Das Unglück hatte zunächst mein Inneres in ein Chaos verwandelt. Die erste Wirkung war, als ich mein eigenes Anschlagen auf die Tasten zum ersten Male nicht mehr hörte, eine zum Grauen gesteigerte Abneigung gegen das Instrument, die ich noch Jahrzehnte später nicht überwinden konnte, so daß sich meine technische Fertigkeit, meine ganze Spielfähigkeit mit der Zeit fast spurlos verlor. Ohne es im geringsten zu wissen, oder auch nur zu ahnen, betätigte ich durch meine plötzliche Hinneigung zu philosophischen Studien die Verwandtschaft der Musik und Metaphysik. Bei dem Ernste, der mir von Natur aus innewohnte, merkte ich bald, daß die bloße Anziehungskraft, die rätselhafter Weise die berühmtesten Werke großer Philosophen auf mich übten, zu meiner Befriedigung nicht genügten, so lange ich mich nicht mit den trockensten Disziplinen der Wissenschaft, mit Logik und Mathematik vertraut gemacht hatte. Den Ernst meiner Bestrebungen begleitete eine schamhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit, gerade in Bezug auf diese Bestrebungen, und obgleich ich erst in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, also zu einer Zeit, da ich mich in meiner Lieblingsbeschäftigung schon zu Hause fühlte, als Schriftsteller auftrat, vermochte ich die Scheu vor der Berührung philosophischer Materien nicht abzulegen.

Der Grund ist ein psychologischer und deshalb erwähnenswert. Da nämlich der Ersatz der Musik durch Philosophie nicht ein willkürlich und zufällig gewählter, sondern ein streng von einem geheimen Seelenprozeß abhängiger Wechsel der Beschäftigung war, so lag in dieser mein innerstes Leben mit eingeschlossen und die Scham, es der Oeffentlichkeit preiszugeben, war bei solcher Jugend eine natürliche Folge.

Meine erste Publikation „Wiens poetische Schwingen

und Federn" gehörte zur politischen Literatur und richtete sich mit begeistertem Zorn gegen die vormärzlichen Wiener Schriftsteller, die es nicht als eine Erniedrigung und Demütigung empfanden, sich an Metternich mit einer Petition, nicht um Zensurfreiheit — sondern um Milderung der Zensur, zu wenden, was einen Abfall von dem höchsten Prinzip bedeutete, welches damals die deutsche Schriftstellerwelt beseelen mußte.

Suchte ich auf dem Wege strengen Denkens in metaphysischen Systemen den Dämon und die Natur Beethovens wieder aufzuspüren, so ist der unmittelbare Herzensschrei einer Musik, welcher die vernehmbaren Töne plötzlich entrissen wurden, selbstverständlich die Lyrik. Entsprechend dem vereinzelten und seltenen Falle konnte sich die Sehnsucht nach dem Ausdruck des eigentümlichen Schmerzes nicht in der Poesie Anderer, wie es bei allgemeinen Jugendgefühlen möglich gewesen wäre, sondern nur in der eigenen Poesie zu voller Befriedigung verhelfen. Von jedem meiner Gedichte kann ich sagen, daß es als Musikstück mein Inneres durchklungen hat, bevor ich noch einen Vers dazu gestaltete.

Die musikalische Sphäre, in der meine Lyrik entstand, erweiterte auch ihren Inhalt weit über den persönlichen Schmerz und seine Ursachen hinaus bis an die metaphysische Grenze, wo sich der Schmerz als Bedingung des allgemeinen Lebens offenbart und aus einem Gebiete jenseits der Grenze des Erkennens den Frieden einer willigen Entsagung gewinnt. Zu den wenigen Sonnenstrahlen, die auf mein getrübtes und betrübtes Leben fallen, gehört das Bewußtsein, daß ausgezeichnete Geister der Neuzeit den Ursprung meiner Lyrik aus einem nicht persönlichen, sondern aus einem metaphysischen Schmerze erkannten und öffentlich anerkannten und weil er als solcher wirklich vorhanden war, gerade wie bei andern Liebesschmerz, oder Frühlingsjubel, weil er die Stimmung der ganzen Menschenseele war, ihn gegen den Vorwurf

in Schutz nahmen, sich in meinen Gedichten als bloße Reflexion kundzugeben. Diese ist der Reflex der Erscheinungen in der Form des kühlen Nachdenkens, während im wirklichen Gedichte die Erscheinung keinen Reflex mehr wirft, sondern an und für sich aufzutreten, ihre eigene Stimme zu erheben pflegt. Die Erscheinung war hier der Schmerz und ihre Stimme die Musik, wie eben von den Einsichtigen ergründet worden war. Zu diesen gehörte auch bei Gelegenheit der vierten Auflage meiner Gedichte ein Kritiker; während er aber meine sogenannte Gedankendichtung als „Gesänge" bezeichnete und sich über deren „Wohllaut" erging, haben Flachköpfe stumpfen Sinnes und leblosen Gemütes, zu deren journalistischem Taglöhnerwerk auch das Rezensieren von Gedichten gehört, meiner Lyrik jeden musikalischen Klang abgesprochen und den Komponisten ausdrücklich verkündet, daß sie in meinen Gedichten nichts für ihre Zwecke finden werden. Inzwischen ist im musikalischen Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig ein Liederheft erschienen, dessen Texte ausschließlich meinen Gedichten entnommen sind.

Da ich die Fähigkeit verloren hatte, Lieder in Musik zu setzen, so habe ich meine Musik in Lieder gesetzt. Poesie solchen Ursprungs ist eine noch tiefere Offenbarung des Innenlebens als philosophische Weisheit und trägt darum auch noch größere Scheu vor der Oeffentlichkeit. Ich war schon in mein fünfzigstes Lebensjahr getreten, als die erste Auflage meiner Gedichte erschien, während ich philosophische Publikationen schon einige Zeit vor dem großen Bewegungsjahr in der damals von Gustav Kühne redigierten Leipziger Zeitschrift „Europa" vorlegte. Das eigentümliche Wesen dieser Zeitschrift hatte meine Scheu, philosophisch aufzutreten, in meinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre gebrochen, nicht weil die Zeitschrift wenig verbreitet war und was sie brachte daher noch immer nicht einer wahren Oeffentlichkeit angehörte, sondern weil

mitten in den aufgeregten Stürmen jener Zeit ein philosophisch kontemplativer Charakter in dem genannten Blatte vorherrschte.

Nach dem Erscheinen meines ersten Buches, der oben erwähnten politischen Schrift, war ich der Rache der Wiener Polizei durch die Flucht nach Leipzig und später nach Berlin entgangen. In diesen beiden Städten, wie schon früher in Wien, hatte sich der Verlust meines Gehörs keineswegs zu einer chinesischen Mauer gestaltet, die mich von der Geselligkeit abgetrennt hätte. Die Kunst, Gesprochenes von den Lippen abzulesen, das rasche Verständnis in die Luft geschriebener Worte und eine bequeme Zeichensprache hatten alle Hindernisse beseitigt, um mir den reichsten Verkehr mit der großen Welt und mit vielen Menschen offen zu lassen, wie sich später aus meiner novellistischen Produktion ergab. Das Unglück hatte mich somit nicht zur Einsamkeit gezwungen, sondern mir dieselbe nur zum Bedürfnis gemacht. In der Einsamkeit kehrte ich wieder, wenn auch nur in verstümmelter und zerbrochener Weise, zu meinen musikalischen Neigungen zurück. Ich rekapitulierte in meinem Geiste alle Opern, die ich noch gehört hatte, und las fleißig — Noten. Ein Musiker wird verstehen, daß es eine Kunst ist, Noten zu lesen, wenn man sie wie Tonstücke in sich aufnehmen soll und zur Nachhülfe und Verdeutlichung sich keines Instrumentes bedienen kann. So las ich eines Tages in Noten zufällig Liszts zweite ungarische Rhapsodie und fühlte mich gedrungen, sie mit ziemlich genauer Beibehaltung des Tonfalles und des Rhythmus in eine Erzählung aus dem ungarischen Volksleben zu übersetzen. Sie ist in meinen „Märchen der Gegenwart“ enthalten und dürfte jedem Musiker, der die Komposition kennt, wenn nicht als ein Kunstwerk, doch als ein eigentümliches Kunststück des Ineinanderwebens von Musik und Poesie erscheinen.

In der Einsamkeit tauchte auch die Zeit, da ich noch

selbst musikalisch tätig war, lebhafter und farbenreicher in mir auf. Fischhof, bei welchem ich meinen vielbewunderten Anschlag und eleganten Vortrag erwarb, war nicht mein erster, sondern mein dritter Meister gewesen. Als mir ein gewöhnlicher Klavierlehrer die ersten theoretischen Kenntnisse und die Technik des Spieles so weit beigebracht hatte, daß ich Salonstücke mit Erfolg produzierte, übernahm erst meinen eigentlichen Unterricht Professor Würffel. Er war einer jener intimsten Freunde Beethovens gewesen, die man bei dessen Begräbnis dazu ausersehen hatte, die Enden des Bahrtuches zu halten, und Musik und Beethoven waren für Würffel identisch. Als er mein bisheriges Können prüfte, nach welchem er erst entscheiden wollte, ob er mir seine Lehrtätigkeit zuwenden könne, war er schon sehr alt und nicht lange konnte er mir die Unterrichtsstunden in meinem Elternhause erteilen. Zunehmende Kränklichkeit veranlaßte ihn, das „Stundengeben" fast gänzlich fallen zu lassen, mir gegenüber jedoch bestand er darauf, daß ich seinen ferneren Unterricht in seiner eigenen Wohnung empfange, an die er bereits für immer gefesselt war.

Wie glücklich sprang ich mehrmals in der Woche die hohen drei Treppen in einem Hause der „Seilerstätte" hinauf, wo Würffel wohnte! Die Ursache dieses Glückes hätte ich damals nicht anzugeben vermocht, denn was ich bei Würffel übte, war weder für den Meister noch für den Schüler vergnüglich anzuwenden. Früher so gern gespielte Salonstücke mußte ich „zum Teufel" werfen, und was ich Würfel vorzuspielen hatte, waren ausschließlich Skalen und Etuden, letztere namentlich von Cramer. Ueber das Verhältnis Beethovens zu den genannten Etuden wußte Würffel viel zu sagen, was sich leider dem Gedächtnis eines zwölfjährigen Burschen nicht dauernd einprägen konnte.

Meine schon erwähnte Mitwirkung an Kühnes „Europa" verhalf mir zu einem kleinen Briefwechsel und

einem persönlichen Zusammentreffen mit Giacomo Meyerbeer, eine Begegnung, die nur wegen dieses Namens als musikalische Erinnerung gelten kann, im Grunde aber rein literarischen Inhalts war. Heinrich Laube befand sich damals, 1847 noch im Flügelkleide oder in Bezug auf seine Persönlichkeit richtiger gesagt, in den Flegeljahren seines mehr theatralischen als dramatischen Ehrgeizes. Band nach Band erschienen seine Stücke bei J. J. Weber in Leipzig und jedes war von einer mehr oder minder umfangreichen Vorrede begleitet, die der Welt umständlich über des Verfassers Aspirationen, Wünsche und Klagen hinsichtlich der deutschen Bühne Auskunft gab. So geschah es auch mit seinem „Struensee“ und die Vorrede dazu jammerte über den Unverstand und die Parteilichkeit der Berliner Hofbühne, welche nach Einreichung seines „Struensee“ zwar ein Trauerspiel mit diesem Titel aufführte, nur daß der Verfasser nicht Heinrich Laube, sondern Michael Beer war, der Bruder des königl. preuß. Generalmusikdirektors Meyerbeer. Laubes Grimm verstieg sich so weit, daß er seine Zurücksetzung nicht der Verwandtschaft des Nebenbuhlers mit einem der genialsten Männer der Kunst, noch viel weniger aber einem etwaigen größeren poetischen Wert des rivalisierenden Stückes zuschrieb, sondern einzig und allein dem Einfluß des Judentums, welchem der große Kompositeur und der kleine Dichter angehörten.

Um durch diesen frühgeborenen Antisemitismus nichts von dem Rufe des Liberalismus einzubüßen, den er doch als Mitglied des „Jungen Deutschland“ zu vertreten hatte, machte er aus seinen Vorwürfen ein Argument für die Judenemanzipation, die damals noch sehr im weiten Felde zu liegen schien. Wären erst die Juden den anderen Staatsbürgern gleichgestellt, so würden sie auch die nationale Geschäftigkeit aufgeben, die sich bis auf Kunstinstitute erstreckte! Mich belustigten diese Argumente und ihre Veranlassung in dem Grade, daß ich da-

rüber in der „Europa" einen Artikel unter dem Titel veröffentlichte: „Heinrich Laube als Messias der Juden."

Beide „Struensee" sind heute mit Recht verschollen und vergessen. Der von Michael Beer hängt als ein mit Jamben genährter Säugling an den Brüsten der deutschen Klassiker; der von Laube ist ein Puppenspiel, das mit seinen etwas plumpen Effekten die Bretter knarren macht, in der Seele des Zuschauers aber keinen Ton erweckt. In meiner Darstellung dieses Unterschiedes begegnete ich der wunderlichen Beleuchtung des damals ohnehin so niedergedrückten Judentums durch Laube, mich selbst zu einer drolligen Hitze des Gefechtes aufregend mit den Worten: „Hat doch der Denunziant Menzel wie das ganze „Junge Deutschland" auch Herrn Laube selbst für einen Juden erklärt und wollte damit nicht einmal Herrn Laube kränken, sondern bloß die Juden."

Laube vergaß die Wunde, sobald nicht nur die Zeit, vielmehr auch sein eigenes Geschick einen großartigen Umschwung erfahren hatte, und er in der hübschen Kanzlei auf der ehemaligen Wiener Bastei als artistischer Direktor des Hofburgtheaters saß. Meyerbeer aber hörte niemals auf, mir dankbar zu sein, daß ich die Bevorzugung seines Bruders auf den größeren Wert der Dichtung zurückgeführt hatte. Als der „Nordstern" zum ersten Male in Wien aufgeführt wurde, traf ich infolge unserer kleinen Korrespondenz mit Meyerbeer persönlich zusammen und bewahre diese Begegnung mit dem Manne, der auf den ersten Blick eher einem Bankier als einem Künstler zu gleichen schien, bei näherem Verkehr aber sowohl in seinem Antlitz als in seinem Benehmen liebreizende Züge des Künstlertums entfaltete, als eine meiner schönsten Lebenserinnerungen. 1894.

*

„Geboren werden ist ein Verbrechen, so schwer, daß Todesstrafe darauf gesetzt ist," sagt der Hindu. Als ich

am 9. August 1821 die Welt des Lichtes erblickte — das Licht der Welt, einer Welt, die immer erst nach Erleuchtung ringt, hat noch niemand erblickt — da war ich vollkommen geeignet und wahrscheinlich auch geneigt, mich der indischen Buße zu unterwerfen. Die weisen Frauen, die bei solchen Gelegenheiten eine Mutter und ihr Kind umgeben, waren einstimmig der Meinung, daß ich keine siebzig Stunden mehr leben werde. O menschliche Weisheit! Siebzig Jahre sind bereits daraus geworden!

So war denn schon der erste Tag meines Daseins eine Enttäuschung, eine Bitternis des gekränkten Ehrgeizes. Denn ich strebte schon damals nach dem Ruhme eines bewundernswerten Pessimisten, nicht etwa Lessings, der wenigstens das Glück hatte, daß man ihn, den Gründer einer Literatur, seines Pessimismus wegen nicht an den Pranger stellte. So kindisch war ich selbst als Kind von wenigen Stunden nicht mehr, solchem Ruhme nachstreben zu wollen. Mein Vorbild war vielmehr Lessings Sohn, nach des Vaters eigenem Zeugnis weiser als dieser selbst, der 52 Jahre auf der Welt geblieben war. In einem Briefe an Eschenburg spricht er mit Bewunderung von dem Sohne, indem er sich zugleich verwahrt, deshalb der Affenliebe geziehen zu werden. Der geistige Vater Nathans des Weisen sagt von dem leiblichen Kinde: „War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?“

Es war also der Ruhm des großen Sohnes eines großen Vaters, wonach ich am ersten Tage meines Lebens gestrebt habe, und daß ich mein Ziel nicht erreichte, das war nur die Schuld der eigensinnigen, hartnäckigen, unerbittlichen Mutterliebe, die so aufopfernd grausam, so erbarmungslos hingebend ist. „Sie plagen sich umsonst mit ihm,“ belehrten sie die Aerzte, „Sie bringen ihn

nicht auf und zerstören sich mit der ewigen Sorge um ihn nur Ihre Nächte und Ihre Gesundheit.“ Sie hörte nicht darauf, sie hatte kein Einsehen, schonungslos wie ein Kriminalrichter brachte sie es dahin, daß ich zu lebenslänglichem Leben verurteilt wurde. Und wenn ich jetzt, nachdem die biblische Grenze erreicht ist, auf den durchmessenen Lebensweg und seine Früchte zurückblicke — muß ich nicht dennoch den Aerzten Recht geben? Hat sie sich nicht wirklich umsonst geplagt?

Wenn aber keinen großen Ruhm, so habe ich doch einen kleinen Namen errungen, und dies will bei einem Schriftsteller in Deutschland so viel sagen, daß er zwar nicht den Segen und die Ehre der Zelebrität, aber alle ihre Schmerzen und Schäden zu kosten bekommt. Die kleinen Proletarier des Schriftwesens, die Schusterjungen, die sich rückwärts auf das Gefährte eines kleinen Namens schwingen, um, wenn möglich auf diese Weise mühelos, das heißt nicht auf eigenen Beinen, mit in die Literatur hineinzukommen — sie haben mich häufig genug an eine Bedeutung glauben machen wollen, die ich mir selbst nicht zusprach, bloß um eine Entschuldigung zu haben für ihre Forderungen, denn noblesse oblige. Ich erinnere mich am deutlichsten eines jungen Menschen, der meine Empfehlung bei hochangesehenen Redaktionen wollte und mir gar so bitterlich klagte, wie vergebens seine bisherigen Bemühungen gewesen, etwas leidlicher durch das Leben zu kommen. Alles zu diesem Zwecke Denkbare hatte er schon versucht, ja er ließ durchblicken, daß er selbst den Versuch, aus dem Vertrieb alter Hosen Gewinn zu ziehen, nicht gescheut hatte. „Als auch dies mißlang,“ setzte er mit einer Art begeisterter Wut hinzu, als sogar dieser altehrwürdige Industriezweig nicht helfen wollte — da habe ich mich endlich auf die Literatur geworfen!“

„O, rief ich unwillkürlich aus, da sind Sie sicher: wenigstens wirft die Literatur nichts ab!“ . . .

Meine Jugend war erfüllt von den Eindrücken aus der Wiener Gesellschaft, aus dem Verkehr mit ausgezeichneten und zum Teil berühmt gewordenen Männern und Frauen. Der Sänger des „Mirza-Schaffy" hat in seinen „Erinerungen" (Berlin, Paetel) ein anschauliches Bild meines Vaterhauses entrollt, der Abende, die er dort im Kreise hervorragender Persönlichkeiten verlebte, und sogar wie es geschah, daß er dort die Anregung zu dem berühmten Werke empfing, nach welchem Friedrich Bodenstedt öfter als mit seinem eigenen Namen genannt wird. Zu dem brennenden Interesse an allem geistigen Leben der Zeit, in der ich jung war, gesellte sich bei mir ein natürlicher Frohmut, der mich anregte, mit vergnüglicher Objektivität tief in die verschiedensten Lebenskreise zu blicken. Meine Jugend glich einem Schauspiel voll lärmender Bewegung, mit häufigem Dekorationswechsel und einer großen Zahl auftretender Personen — bis plötzlich der Vorhang fiel und eine unendliche, nicht oft in der Welt vorkommende Einsamkeit die Bühne meiner übrigen Lebenszeit bildete.

Aus der ersten Epoche meines Lebens habe ich die realistischen Momente, die naturgetreuen Figuren und Szenen meiner Novellen in die zweite Epoche mit hinübergenommen. Wenn ich die ungewöhnlichen Zeugnisse, wie die bezüglichen Sammlungen: „Am Kamin", „Intimes Leben", „Wanderers Ruhebank", „Novellen und Szenen", „Ein Kind des Meeres", auf sinnige und edle Menschen gewirkt haben, mit dem Drange des Ehrgeizes aufgenommen hätte, statt mit der Entsagung, die nach dem Abschiede von der Welt den Grundton meines Daseins bildete, so würde ich es nicht haben verschmerzen können, daß meine Novellen, obgleich sie in wiederholten Auflagen gelesen wurden, niemals in Mode gekommen sind. Dafür gab es zwei Ursachen, von welchen die untergeordnetere, daß das Blut, welches in diesen Erzählungen pocht und sie färbt, aus dem Innern der vor-

geführten Menschen kommt, nicht aber als schreiende naturalistische Farbe von außen aufgetragen ist.

Wie jedes Ding in der Welt, hat auch jedes Kunstwerk zwei Seiten, und der Naturalismus ist keineswegs eine neue Richtung, sondern eine gedankenlose Einseitigkeit, welche durch Ignorierung und Verketzerung der andern Seite es bequem macht, „geistreich“ zu sein, Leuten ohne Kopf dazu zu verhelfen, scheinbar einen zu zeigen. Kein wahres Kunstwerk kann als solches gelten, ohne naturalistisch und idealistisch zugleich zu sein. Naturalistisch ist, was als der Ausdruck des höchsten Idealismus angesehn wird: die sixtinische Madonna; idealistisch sind selbst die alten Niederländer, wenn sie die gemeinsten Lebensakte vor das Auge stellen.

Man bedenkt nicht, daß die naturalistischen Bildwerke und Dichtungen gerade demjenigen fröhnen, was sie bekämpfen: einem falschen und krankhaften Idealismus — nur in umgekehrter Richtung. Ist es die Aufgabe der Kunst, erhebend zu täuschen, so versucht die moderne Pseudokunst, erniedrigend zu täuschen, indem sie ihrer „Wirklichkeit“ mehr Ekel und Schmutz andichtet und sie zu einer größeren Pfütze idealisiert, als in Wahrheit vorhanden ist. Die naturalistische Produktion ist übrigens immer noch erträglicher, als was zu ihrem Lobe geschrieben wird in unerschöpflichen Phrasen. In wenigen und einfachen Worten drückt sich die Wahrheit aus, in unerschöpflicher Redefülle, was sie umgeht. Das heißt dann: „geistreich“ sein, und wenn man die meisten Kunst- und Literaturberichte heutigentags aus der Hand legt, muß man sich sagen: Geistreich ist heutzutage schon der Dümmste.

Der Mangel an rohem Fleische, mit welchem gegenwärtig die Welt gefüttert wird, blieb jedoch, wie bemerkt, nur eine untergeordnete Ursache dafür, daß sich meine novellistische Produktion auf eine sogenannte „kleine Gemeinde“ beschränken mußte. Entscheidender dafür war,

daß inzwischen auch meine „Gedichte", die mich vor der Welt zum — Pessimisten stempelten, erschienen waren.

Was dies für das literarische Schicksal eines Autors bedeutet, das hat erst vor kurzem der pessimistische Philosoph Eduard von Hartmann mit den Worten ausgedrückt, die ich vollkommen auf mich anwenden kann: „Ich spreche nicht zu der großen Masse jener „Gebildeten", die meinen Pessimismus nur vom Hörensagen kennen und von verschiedenen Arten des Pessimismus keine Ahnung haben, aber schon durch das bloße Wort „Pessimismus" gedankenlos von entrüstetem Abscheu erfüllt werden."

Der Philosoph braucht zu jener Masse der „Gebildeten" nicht zu sprechen, weil sie ohnehin keine metaphysischen Systeme liest. Sie liest jedoch Novellen und Gedichte, und — sie liest nicht, wenn sie fürchten muß, daß ihr daraus der „schwarze Mann" der Erwachsenen, der „Krampus" der Literatur, der Pessimist entgegentrete. Um diese Gespensterfurcht nicht einzugestehen, haben sich viele darauf berufen, meine Verse wären bloße „Gedankendichtung". Hervorragende Zeitgenossen haben im Gegensatze zu der Masse und den „vielen" meinen Gedichten wie einem vom Herzen genommenen Worte beigestimmt und weder meinen Pessimismus der Trostlosigkeit noch meine Verse der Abstraktion angeklagt.

Anders verhalten sich einzelne Leser, denen es vor dem Pessimismus „gruselt". Sie verbergen ihre Angst hinter der Beschuldigung: „Gedankendichtung" und pflegen trotzdem wie unwillkürlich die Richtigkeit der Selbstkritik zuzugestehen, mit der ich mein Singen als den Schrei des dürstenden Hirsches bezeichnet habe. Ist solcher Durst ein kalter Gedanke und nicht vielmehr ein brennendes Empfinden? Glut und Sehnsucht sind Grundelemente der Lyrik, und kann die Lösung der finsteren Probleme des Daseins, des Schmerzvollsten, was die Natur dem Menschengeist aufgebürdet hat, nicht dieselbe leidenschaftliche Glut, dieselbe verzehrende Sehnsucht erwecken,

wie sonst in der Lyrik nur der Lenz, der Wein, das Auge der Geliebten?

Diese finsteren Probleme waren meine Gesellschaft in der unendlichen Einsamkeit, die mich nach Trübung meiner Sinnesorgane plötzlich wie eine doppelte chinesische Mauer zu umschließen begann. Zunächst hat sie mich der Musik beraubt, nachdem ich bis zu meinem 15. Jahre Klavier-Virtuose gewesen und eifrig Generalbaß studiert hatte, so daß ich noch in meinem siebzigsten Jahre Lieder komponiere, die ich allerdings in Erinnerung dessen, was ich in früher Jugend unter Musik verstanden habe, nicht als solche gelten lasse. Musik aber ist unausgesprochene Metaphysik, und plötzlich für mich tonlos geworden, hat sie durch undefinierbare Zeichen unausgesetzt meinem Gemüte zugesprochen, sie in anderer Kunstform wiedertönen zu lassen.

Im gewöhnlichen Laufe des Lebens empfindet sich jedes Unglück größer und jedes Glück geringer, als es wirklich ist. In einer endlosen Einsamkeit kehrt sich das Verhältnis um: die Stärke des Unglücks veringert sich im Vergleich mit der Stärke der Seele, die es tragen kann; das geringste Glück vergrößert sich im Bewußtsein des Vereinsamten zu einem Wunder, weil er an die Freuden nicht mehr gewöhnt ist, die anderen das Gewöhnlichste sind. So empfindet er das Naturleben und die Geselligkeit, so weit sie in den allereinfachsten und fast unbeholfensten Formen zu ihm dringen können, schon als einen seltenen Genuß, und es ersteht ihm der „unvernünftige Sonnenglanz", dessen versifizierte Einkleidung in meinen Gedichten „ein unvernünftiger Sonnenglanz will nicht mein Herz verlassen" die Devise meines ganzen geistigen Lebens und Strebens geworden ist. Dieser „unvernünftige Sonnenglanz" ist eine ernste Heiterkeit, die dem finsteren Pessimismus selbst entströmt, und weil er als solcher keine Ursache, keine vernünftige Begründung für die Heiterkeit

auf Erden finden kann, so ist sie ihm der grundlose Optimismus, zu dessen ästhetischer Verdeutlichung ich „Der Naturgenuß“ und „Natur und Geist“ und früher schon den kleinen Aufsatz: „Die Muse des Glücks“ geschrieben habe. Daß dem Pessimismus nach aller Zerstörung des Endlichen ein Unendliches übrig bleibt, drücken meine Verse aus: „Erst wenn Sturm das Herz gebrochen, fühlt es, was kein Sturm mehr bricht.“ Diese metaphysische Bedeutung der Lebensstimmung, die ich „grundlosen Optimismus“ genannt habe, in Form eines wissenschaftlichen Denkprozesses zu entwickeln, bleibt einem Buche vorbehalten, das ich noch unter der Feder habe. In meinen bisher vorliegenden Schriften ist der pessimistischen Abkehr vom Sein eine Grenze gegeben durch den Genuß des Natur- und Kunstschönen. Ich glaube diesen Genuß, diesen Optimismus der Entsagung, in einem Gedicht verdeutlicht zu haben, welches die Ueberschrift: „Nacht und Licht“ trägt:

Hohen Menschen blüht ein Eden
Tief im Busen wundervoll;
Dieser Erde wüste Fehden
Können nicht zu Streit und Groll
Ein erhaben Herz bereden.

Ist auch wert, von Nacht umsponnen,
Eines Kampf's der Lebensraum?
Seines Ursprungs finster'n Bronnen
Sieht kein Aug' — drum nur als Traum
Geh'n durch solche Nacht die Wonnen.

Aber eitel, unzulänglich
Als Besitz und Strebeziel,
Sind die Freuden überschwänglich,
Wenn Entsagung für das Spiel
Ird'scher Schönheit bleibt empfänglich.

Sie nur leuchtet — Götter woben
Ihr das Weltgeheimnis ein.
Glück, im Leben früh zerstoben,
Hat sich als ein ewig Sein
Aus der Schönheit Kelch erhoben.

1891.

*

Wenn man durch die Welt läuft mit Handbüchern und Fahrtordnungen und sich nur überzeugen will, ob in jenen alles verzeichnet und in diesen keine Minute zu wenig angegeben ist, dann ist die Welt klein und man ist bald fertig mit ihr. Dann kömmt man nach Hause mit dem stolzen Bewußtsein, von Mailand nach Paris in 36 Stunden gereist zu sein, dann streckt man sich müde und blasiert im Fauteuil aus und überedet sich, man habe in einem halben Jahre Europa durchzogen und überall nichts gefunden, eine so abgrundtiefe Seele würdig auszufüllen, einem so geistreichen Kopf, der über alles schon hinaus ist, noch etwas zu bieten.

Das war von jeher meine Art und Weise nicht, der ich so unglücklich, so beschränkt bin, vor jeder Schönheit der Natur, vor jedem noch so geringfügigen Menschenwerk mit beschaulicher Ehrfurcht stille zu stehen. Mir ist die Welt viel zu groß, mir sind die Eisenbahnen viel zu schnell. Mit Methusalems Alter würde ich noch jung und unerfahren sein, denn ich hätte zu lange bei den einzelnen Steinchen verweilt, die man hochmütig übersieht, wenn man glaubt, das ganze Weltgebäude beurteilen zu müssen. Ich krieche langsam und bedächtig über die Erde und lasse nicht gerne eine Minute vorüber, ohne den Genuß, den sie enthält, erschöpft zu haben. So gleiche ich vielleicht einem Lumpensammler, der aus dem Kehricht des Lebens das noch Brauchbare herauszuscharren sucht, und mag dies eine wenig geehrte Tätig-

keit sein, so lehrt sie doch den Wert des Weggeworfenen, des von niemand sonst Beachteten kennen.

1858.

*

## Verlorener Himmel.

Mein Jugendglück, das holde, längstentfernte,
Im Scheiden gab's mir noch ein Angebinde,
So wert und dauernd, daß an ihm ich finde
Das Beste schier von meines Lebens Ernte.

Nicht neigt der Himmel sich, der reichbesternte,
Um einzusaugen heißen Duft der Linde;
Die Erde blüht nicht mehr dem Erdenkinde,
Das einen Himmel früh verlieren lernte.

Es gab mir, nicht nach neuem Glück zu schweifen!
Denn ewig drängt's mein Herz aus ird'schen Schranken
Nach früh verlornem Himmelsglück zu greifen.

Ob dieses Himmels Gluten auch versanken,
Ob seine Nacht nichts mehr vermag zu reifen,
Sie trägt als Sterne meines Leids Gedanken

*

## Unvergeßlich.

Meine Liebe wollt' nicht glücken!
Torheit jetzt! Doch naht der Schlummer,
Wendet der Verstand den Rücken,
Gleich ist wach der alte Kummer.

Immer lachend und verlachend
Sprech' ich von der Jugend Schmerzen,
Doch ich träum' sie — und erwachend
Bin ich wund im tiefsten Herzen.

1875.

*

Ich habe längst gelernt, nur mit Gleichgesinnten zu streiten, nur mit Uebereinstimmenden verschiedener Meinung zu sein. Wie in der physischen Welt müssen zwei Leute, die mit einander geistig raufen wollen, auf demselben Boden stehen.

*

Ich hasse nicht die Menschen im allgemeinen, ich hasse nur die Beschaffenheit dieser Welt, die nur um den Preis unendlicher Leiden überhaupt existieren kann. Was die Menschen betrifft, so sind mir alle, wenn sie leiden, so heilig, wie die leidende Kreatur überhaupt. Sonst aber ist die beste aller möglichen Welten die Welt aller möglichen Bestien.

*

Ich weiß, daß ich eine Vernunft in mir hege, über welche das Schicksal keine Macht hatte: Ich stehe *auf* den Trümmern alles erdenklichen Lebensgenusses und Lebensglückes und liege nicht darunter.

# Vom Glück und Glückbewußtsein, Optimismus und Pessimismus. Glauben und Philosophie.

Die *Philosophie* ist eine Wissenschaft, die beständig das Wissen schuldig bleibt.

*

Ich will mich überzeugen, d. h. ich glaube nicht. (Ausschluß der Philosophie vom Glauben.)

*

Auch der Mensch, der die personifizierte Prosa ist, trägt einen Poeten in sich: das *Begehren*.

*

Käme man jemals so weit, daß es eine Philosophie für jedermann gäbe, so wäre sie — jedermanns eigene Philosophie; und jeder Mensch wandelte als ein besonderes philosophisches System umher, hervorgegangen aus seiner individuellen Empfindung.

1870—80.

*

Man verlangt von der *Philosophie* „Heilmittel für die Menschheit." Solche Heilmittel gibt es schon deshalb nicht, weil es keine Menschheit gibt. Diese ist bloß ein Begriff. In Wirklichkeit gibt es nur viele Millionen einzelner, von denen jeder hinsichtlich der Vernunft ein anderes Bedürfnis und andere Ideen hat. Die ungeheure Mehrzahl aber hat überhaupt kein Bedürfnis nach Vernunft und keine Idee von ihr. Statt dessen hat sie die Religionen.

1880—90.

*

Qualvoll bis zur Unerträglichkeit wäre das Leben, wenn man nicht jeden Augenblick erwarten könnte, daß Logik und Vernunft sich verrechnen, daß die menschliche Voraussicht jämmerlich betrogen wird. Jedes Glück demütigt unsere Intelligenz, die es entweder gar nicht oder nicht auf dem Wege für erreichbar hielt, auf welchem es zuletzt wirklich gekommen ist. Leichter und sicherer sieht der Verstand das Unglück voraus, weil es, weit enger mit dem natürlichen Kausalnexus der Dinge verflochten als das stets märchenhafte Glück, unabwendbar im Gefolge der Leidenschaften einhersteigt. So hat das arme Menschengeschöpf die Wahl, das Glück zu beklagen, weil es ein Beweis der Dummheit ist, oder das Unglück zu preisen, weil es die Einsicht zu Ehren bringt. In der Tat gibt es Leute, die sogar dem Nächsten einen Trost zu spenden wähnen, wenn sie ihm bei eingetretenem Leid versichern: „Ich habe es ja immer gesagt."

1860—70.

*

In seinen innersten Tiefen schreit das Gemüt nach gewissen Erfüllungen ohne Grund und Zweck, wie ein Säugling schreit, bloß weil es seine Natur erheischt. Das Bedürfnis nach einem immerwährenden, alle Zeiten umfassenden Zusammenhange mit der Welt, einer ununterbrochenen Angehörigkeit, hat ebensogut die Neigung zur Geschichte erzeugt, als den das Zeitliche noch überflügelnden, in die Ewigkeit hineinreichenden Unsterblichkeitsglauben.

1874.

*

Die Wissenschaft wird uns niemals mit dem Jammer und Elend dieser Welt versöhnen, mit Schmerzen, über welche sich nur diejenigen täuschen können, die eben in der absichtlichen Täuschung den einzigen Trost

gegen Jammer und Elend finden. Allein, die bessere Welt, welche von der Verzweiflung verneint wird und vom Glauben nur zaghaft versprochen und erhofft werden kann, ist annähernd in der Erkenntnis vorhanden; sie ist selbst schon eine bessere Welt. 1876.

*

Die Welt hat kein Mitleid für imaginäre Leiden, als ob sie nicht die größten wären. Wer auf einem Posten steht, wo ihm Arbeit und Fleiß sein leidliches Auskommen sichern, der gilt für wohlversorgt. In welchem Verhältnis die Arbeit zu seiner Natur und der Lohn zu seinen Wünschen steht, darum kümmert sich niemand. 1858.

*

Ach, die armen gequälten Menschen! Wenn sie sich nicht beständig vorheuchelten, daß es ein Glück sei, zu leben, wie könnten sie das Leben ertragen! Dabei sind sie selbst und zwar ohne es zu wissen, Pessimisten, und sogar von der schlechtesten, von der verfälschten Art, denn sie ächzen unter den tausend Verdrießlichkeiten der Alltäglichkeit. Leidenschaften und Neid lassen sie nicht zu dem Glück gelangen, das sie am Dasein zu finden vorgeben, sobald nur im allgemeinen darüber philosophiert wird.

Die Wahrheit ist, daß der echte Pessimismus wie jede wirkliche Erkenntnis zuletzt Befreiung und folglich Heiterkeit mit sich führt. Er lehrt nicht bloß, daß man das Glück entbehren müsse, sondern auch, daß man es entbehren könne. Das Mittel, das er dazu in die Hand gibt, ist das uninteressierte Schauen: Das Denken. Gerade dieser Weg zum Glücke ohne Glücksgüter ist dem Menschengeschlecht so verhaßt, daß dem Pessimismus verleumderisch nachgesagt wird, er wäre der Weg zum Unglück. 1876.

*

Der pessimistisch schimpfende Optimist kann unter Umständen eine herzerfreuende Erscheinung sein, wie es z. B. Ludwig Börne war. Ist die optimistische Prämisse eine grundehrliche, lebensfrohe, das Bestehen und den Fortschritt der Welt fördernde, wer möchte nicht seine Freude selbst an den stärksten Ausbrüchen des polternden Zornes haben, wenn sie zeigen, wie weit die Gegenwart von den Forderungen und dem Ideale der Prämisse entfernt sei? 1866.

*

Der Optimismus, welcher das Glück auf dieser Erde für möglich und einen freudenvollen Besitz ihrer Güter für keine Illusion hält, wird im fanatischen Kampf um ein unmögliches, glückseliges Dasein, um eine allseitig befriedigende Realität, zu grimmiger Opposition gegen bloß ideale Bedingungen einer menschenwürdigen Existenz aufgestachelt. Wo es nur immer angeht, verfolgt dieser Optimismus die Zumutung, sich an Stelle unerreichlichen positiven Glückes mit Traum und Märchen, Ideal und Phantasie zu begnügen, durch Spott und Hohn, und auf alles Imaginäre, nicht auf sein eigenes Streben nach dem sogenannten Realen, wälzt er die Bitterkeit über unvermeidliche Enttäuschungen ab.

1873.

*

Der wahre Pessimismus zürnt nicht mehr, weil er nichts mehr will. Er ist nicht ein eifervolles Bessermachenwollen, sondern ein leidenschaftsloses Betrachten. Wenn er zugestünde, daß irgend eine Menschenklasse, ein Ding oder ein Zustand unter Bedingungen, die im Bereiche der irdischen Möglichkeit liegen, von besserer Beschaffenheit sein könnte und folglich sein sollte, so hätte er sich (der wahre Pessimismus) selbst aufgehoben, das Jammertal verwandelte sich in ein hoffnungsreiches Gefilde künftiger oder wenigstens mög-

licher Wonnen. Nur in seiner gänzlichen Hoffnungs- und deshalb Leidenschaftslosigkeit, völlig gleichgiltig gegen das Erfreuliche oder das Betrübende der Welt und nur bemüht, ihre wahre Beschaffenheit zu erkennen, wird der Pessimismus eine philosophische Potenz.

1866.

*

Bekanntlich hat schon einer der ältesten Weisen in das Postulat: „Kenne dich selbst" den Anfang und das Ende aller Philosophie gesetzt. Was aber sonst ein Ergebnis mühevollen Denkens ist, das ist beim Künstler ein vom Himmel gefallenes Göttergeschenk. Er trägt ursprünglich die fertige Erkenntnis im Gemüte, die der Geist des andern langsam erst verarbeitet. Das Genie entschleiert dem Künstler mühelos sein tiefstes Selbst, vor allem aber dem lyrischen Dichter, der fortwährend an seine Subjektivität geschmiegt oder geschmiedet bleibt, entweder wie Ganymed an den Adler oder wie Prometheus an den Felsen. 1858.

*

Was die Natur von der Bestimmung des Menschen aussagt, das ist ganz identisch mit demjenigen, was sie von der Bestimmung aller Kreatur aussagt. Die Bestimmung des Menschen ist, zu sterben — und absolut nichts weiter. Wenn sich nun innerhalb dieser natürlichen Bestimmung das Individuum kraft seiner speziellen Beschaffenheit transszendent bestimmt, entweder nach der Willens- oder nach der Geistesrichtung hin, d. h. entweder im ethisch-praktischen Gebiet als erhabener Charakter, oder im Bereich des Intellekts als Talent und Genie, so läßt sich beides nicht als Pflicht einpredigen, sondern ist das Ergebnis rein persönlicher Faktoren, und es hätte dieselbe Berechtigung, zu sagen: Deine angeborene Pflicht ist die Selbstvervollkommnung,

wie: Deine angeborene Pflicht ist, Talent oder Genie zu sein. 1870—80.

*

Die **Selbstbestimmung** ist eine Notlüge, hervorgerufen durch das Gefühl der Gefangenschaft innerhalb der unerklärlichen Verfügungen des Geschicks. Ein altes Wort sagt: Des Menschen Charakter ist sein Schicksal. Dies ist wahr, es ist aber auch das Umgekehrte wahr: vom Schicksal hängt es ab, welchen Charakter der Mensch auf die Welt mitbringt. Der Wille, sich selbst zu bestimmen, erfolgt nur aus dem unbeugsamen Schicksalsbeschluß. Eine Läuterung des Willens durch den Intellekt kann die Motive des Willens zuweilen erhöhen, allein solche Läuterung und solcher Intellekt hängen einzig und allein vom Schicksal ab.

1902.

*

Wie viele **Metaphysik** spricht man, ohne es zu wissen! Man sagt: der Mensch ward geboren und starb. Und damit sagt man: Zwischen zwei Rätseln wandelte ein drittes. 1872.

*

In der deutschen Sprache gibt es einen Ausdruck von so unendlicher Tiefe, daß er der Lösung des Weltgeheimnisses vielleicht am nächsten kommt; zugleich von so praktischer Weisheit, daß er zur Regel in den Lebensschicksalen dienen kann: **Alles Eins!**

1872.

*

Der philosophische Pessimismus sucht die sehnsüchtig verlangte Befriedigung auf dem Gebiete der Transszendenz, im Bereich der metaphysischen Realität; der

naive Pessimismus sucht die Befriedigung auf dem Gebiete der empirischen Welt, in einer versagten Allgemeinheit und Dauer der irdischen Besitztümer, deren Vergänglichkeit er aus Freudengier und Lebensdurst beklagt. Der philosophische Pessimismus begehrt die Erkenntnis, der naive das Glück.

1870—80.

*

Der Spott über „Weltschmerz" war von jeher das ausschließliche Eigentum des gedankenlosen Philisters, welcher sich, wenn er noch dazu von Amtswegen satt gemacht wird, behaglich das Kinn streichelt und sieht, daß alles gut sei. Diese Philosophie des Futtertrogs war zu jeder Zeit vernehmbar, schon damals, als die Orpheiker sagten: „Aus deinem Lächeln, o Zeus, hast du die Götter geschaffen und aus deinen Tränen den Menschen" — wie noch in den Tagen des Schelling'schen Wehrufs über den Schmerz der Natur, den er selbst im Antlitz der Tiere ausgeprägt fand, wie des Schopenhauerschen Zornrufs, daß verrucht sein müsse, wer diese aus beständigen Qualen sich fortsetzende Natur optimistisch betrachten könne.

1870—80.

*

Es gibt verhängnisvolle traurige Zeiten. In solchen tröstet man die Menschen nicht, indem man ihnen Gestalten aus dem lustigen Leben vorführt, an welchem sie nicht teilnehmen können. Es wäre besser, ihnen die Summe des Unglücks, und das ist am Ende der Tod, in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Welchen Anteil hat überhaupt an der Todesfurcht die Furcht vor der Art des Todes, vor den leiblichen Schmerzen, die er verursacht? Die Mehrzahl der Menschen ist feig, der Mut ist die Ausnahme; würde diese

Mehrzahl dem letzten Ziel mit Freude oder mindestens mit Gemütsruhe entgegensehen, wenn die Vermutung einiger Physiologen, daß sich das Aufhören des Lebens mit einer wonnevollen Erleichterung der Nerven verbinde, eine ausgemachte Gewißheit wäre?

Man muß es aus dem Grunde bezweifeln, weil der allmächtige, alles durchdringende, in der Natur zu seiner objektiven Gestaltung gekommene Wille zum Leben als notwendigen Gegenpol die Todesfurcht mit sich führt. Aus den heiligen Schriften des Buddhaismus, wo in verschwommener Bildlichkeit diese Wahrheit gepredigt wird, hat sie die Schopenhauersche Philosophie in das streng wissenschaftliche Gefäß okzidentalischer Denklehre gegossen. Und weil es der böse, der blinde und unvernünftige Wille allein ist, der immer wieder geboren werden und unter keiner Bedingung sterben will (der ganze positive und negative Inhalt und Zweck des Willens), deshalb konnte Buddha-Schopenhauers Weisheit in dem Axiom gipfeln: „Geboren werden ist ein Verbrechen, auf das Todesstrafe gesetzt ist."

Sollte man nicht glauben, der Wille zum Leben, dieser Urbösewicht, der mit seiner blinden Hartnäckigkeit die ganze traurige Welt-Existenz verschuldet, habe unter den schicksalsschweren Katastrophen der neuesten Zeit bedeutend an Macht und Intensität verloren und die täglich mehr anschwellende Chronik der Selbstmorde wäre ein stets durch neue Beweise sich stärkendes Zeugnis, daß der Wille zum Leben sich in einen ganz andern Willen, in seinen eigenen Antipoden, in den Willen zum Sterben verwandelt hätte?

Ach, dem Willen, der ebenso dumm als böse ist, wird mit dieser Wandlung nur ein Betrug gespielt, eine Maske aufgenötigt, unter welcher er noch immer derselbe dumme und böse Wille ist. Er hat sich vom Intellekt verleiten lassen, seinen ausschließlichen Drang zu leben auf eine besondere Art des Lebens zu beschränken; wird diese

verfehlt, so treibt die Verzweiflung das Blut in das Gehirn und macht dasselbe unempfindlich gegen die Qualen und Aengsten des Todes.

1860—70.

*

Nicht in neuen tatsächlichen Einrichtungen manifestiert sich die fortschreitende Erkenntnis der Menschheit, sonst müßten in der Tat zuletzt die Bäume in den Himmel wachsen, ihre Tätigkeit ist vielmehr ein fortwährendes Umkehren zu den Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens, um sie, wenn nicht in Frage zu stellen, doch jedenfalls einer ganz veränderten Beleuchtung zu unterwerfen, einer Beleuchtung, zu der sie den Stoff, zum Teil aber auch die Flamme hergeben, denn diese ist der neue Geist der Epoche, der sich mitunter eben an ihnen und durch sie zuerst entzündet.

Das ist denn auch der Grund, warum jedes Zeitalter einen neuen Historiographen für die urälteste Geschichte des Menschengeschlechtes braucht, das ist der Grund, warum sich die Originalität eines Dichters in der Darstellung der urältesten Verhältnisse beurkundet, der Verhältnisse des Menschen zum Menschen. Was geschehen kann, ist zu allen Zeiten geschehen, der Geist, in dem es geschieht, das Wie, das ist das Eigentum, das ausschließliche, einer jeden besonderen Zeit. Zu jeder Zeit kann sich einer aus Liebe erschießen, nur zu Ende des 18. Jahrhunderts konnte sich Werther erschießen. Es gibt nichts neues unter der Sonne, — nur was die physische Sonne nicht beleuchtet, die Innerlichkeit, das Geistige, das ist in jedem Menschen und in jedem Zeitalter eine noch nicht dagewesene Novität.

1850—60.

*

Epikuros, der weise Kenner des Lebenswertes, ist bei seiner mehr als zweitausendjährigen Nachwelt in üblen Ruf gekommen. Sie maßt sich an, jeden gebildeten Hausknecht, der sich aus grünen Römern statt unmittelbar aus dem Faß besäuft, einen Epikuräer zu nennen. In der Tat, diejenigen, deren Intelligenz an den Mutterbrüsten der Schlagwörter und Gemeinplätze liegt, denken bei der Bezeichnung epikuräisch nur an sinnliche Schwelgerei und haben keine Ahnung, daß Epikur und sein mit ihm sich berührender Gegenpol Zeno, der Begründer des Stoizismus, eine philosophische Reaktion der Lebenskunst gegen die Lebenskunde durchsetzten, eine praktische Zurechtsetzung mit der Welt im Gegensatz zu dem bloß theoretischen Glück der Erkenntnis wie es Aristoteles gelehrt und ausschließlich gewürdigt hatte. Auch in der Folgezeit haben kluge und ernsthafte Männer den verschiedensten religiösen und moralischen Dogmen die souveräne Macht des individuellen Empfindens entgegengesetzt.

Epikur war der Systematiker, der Prophet der individuellen Empfindung; nur in ihr, weder in den Gegenständen, noch in den Begriffen, lag ihm die Wahrheit. Seinen Himmel beseelte eine himmlische Naivität, welche in der modernen Weltanschauung keine Verwertung, keine Würdigung gefunden hat. Weil ihm die Götter in unendlichen Ruhegenuß unveränderlich versenkte Wesen waren, so nannte er diejenigen gottlos, die ihnen mit Bitten kommen oder Hülfe von ihnen erlangen wollten, da ja ihr Wesen, die genußvolle Unveränderlichkeit, aufgehoben gewesen wäre durch die unangenehme Empfindung, sich um das Schicksal anderer, um unsere erbärmlichen Erdenloose zu kümmern. Ist aber das Herz nicht schon fromm, wenn es sich zu einem so uneigennützigen Glauben an untätige Götter aufzuschwingen, wenn es sie zu lieben vermag, bloß weil es mit ihnen Wesen gibt, die der wonnevollen Empfin-

dung des Daseins ohne weiteren Inhalt ewig hingegeben sind?

1870—80.

*

Das Weltverständnis ist die Welterlösung, die Welt wäre aller ihrer Uebel los und ledig, sobald sie sich verstünde. Das Geheimnis blieb unaufgeschlossen, keinem der philosophischen Systeme gelang es, dem Innersten der Welt den Spiegel vorzuhalten, die Menschheit aber vermag so wenig wie der Mensch, ohne Spiegel sich selbst ins Gesicht zu sehen. Das verschleierte Bild zu Sais ist das verschleierte Spiegelbild des innersten Menschentumes und wenn wir auch wüßten, daß sein Anblick uns Entsetzen und Vernichtung brächte, wir würden diesen Preis dafür nicht scheuen. So unbezähmbar ist der glühende Drang nach den verweigerten Dingen.

1875.

*

Mit dem Bewußtsein der Grenze des Erkennens ist dem Menschen auch ein Jenseits derselben gegeben. Für dieses hört alles Erkennen und folglich auch alle Philosophie auf, allein das Bewußtsein der Grenze, das Wissen vom Nicht-Wissen ist selbst ein ungeheures Wissen, ein Feld, für metaphysische, ethische und ästhetische Ernten, das von jedem einzelnen Philosophen eine Ausbeutung verlangt.

1878.

*

Wie die Erkenntnis, daß die Arten, mit Einschluß des Menschen, nicht geschaffen, sondern entwickelt seien, mit einemmale Licht in ein dunkles Gebiet fallen ließ, so wird uns auch das große kosmische Rätsel mehr und mehr klar, je mehr wir erkennen, daß seine staunenswerte Gestaltung das Resultat einer langen Reihe von Veränderungen ist. Wenn wir das rasende Schauspiel

betrachten, das diese Erde darbietet, den unablässigen Kampf, den sogar die leblose Natur zu bestehen hat, die Entwicklung, welche fortwährende Veränderung durch Jammer und Elend ist — wie sollten wir noch glauben können, daß ganz im Gegensatze hierzu jene unermeßlich größere Welt, in der unser Wohnsitz zu einem Atom zusammenschrumpft, der Schauplatz eines ewigen Friedens sei, der in ewiger Harmonie die Sterne kreisen ließe! Es ist die gleiche Materie, aus welcher alle Weltkörper hervorgegangen sind und auf jedem können sich die höheren Formen nur auf Kosten der niedrigeren erhalten. Ein so allgemeines Gesetz wie die Schwere ist demnach im Kosmos der Schmerz.

Wem dieses Resultat ein trostloses zu sein scheint, der möge bedenken, daß die Wissenschaft nicht die Aufgabe hat, zu trösten, sondern die Wahrheit zu erkennen, und daß es am Ende keinen wirksameren Trost gibt als die Erkenntnis der Wahrheit. 1874.

*

Philosophie und Popularität schließen im allgemeinen einander aus; jene beruht auf der Macht des einsamen Denkens, diese auf der Macht des gemeinsamen Fühlens. Ich würde mir zutrauen, einem Laien Kant in allen Teilen verständlich zu machen, nachdem ich den größten und ernstesten Teil meines Lebens auf das Studium dieses deutschen Buddha verwendet habe, eines Buddha nicht der Tat, sondern des Gedankens, nicht eines Religions-, sondern eines Weisheitsstifters. Der Erstere sieht sein Werk noch während seines Lebens vollendet und schließt zuweilen sein Leben als der Gott seiner Stiftung. Der letztere, der Weisheitsstifter, legt die Feder nach dem letzten Strich in tiefer, tonloser Einsamkeit nieder und sich selbst zu Grabe, ohne zu wissen, ob ihn die Nachwelt besser kennen werde als den unbedeutsamsten Bettler, der

mit ihm zugleich stirbt. Hundert Jahre nach Kant fängt man an, ihn in größeren Kreisen zu verstehen, insoferne eine größere Anzahl von einzelnen, von denen jeder für sich geht und für sich denkt, ein Kreis zu nennen ist. Noch ein Jahrhundert wird vergehen, bevor Kant ein allgemeines Wissen sein wird.

Ich würde mir, wie bemerkt, zutrauen, einem Laien Kant zu erklären, aber schon zweien nicht mehr. Die Form des Nichtverstehens und des Mißverstehens ist in jedem eine andere, und gleichzeitig lassen sich zwei verschiedene Formen ungelehrter Naivität nicht zu erkennender Weisheit umformen.

1886.

*

Viele Sanskritforscher, viele deutsche und englische Gelehrte haben vergebens in dickleibigen Werken versucht, den Begriff des N i r w a n a vollkommen deutlich zu machen. Einige erklärten es für das pure Nichts, dessen Seligkeit nur die Antizipation des vom Elend des Daseins niedergedrückten Gefühles wäre, welches sich in dem Bewußtsein glücklich fühlte, einmal nicht mehr da zu sein. Andere haben das Nirwana dem Jenseits der abendländischen Religionen gleichgestellt, während ein berühmtes deutsches Buch über Indien geradezu die Unerklärlichkeit oder deutlicher gesagt, den Unsinn des Begriffes darzutun sich bemüht.

Wenn die Philosophie nie genug Raum haben kann, weil sie im Versuch, das Unaussprechliche dennoch auszusprechen, den ganzen Wortschatz einer Sprache aufbraucht — die Poesie, die unausgesprochen läßt, was nicht zu sagen ist, das Unsagbare aber der stummen Tiefe des Herzens fühlbar macht, die Poesie begnügt sich zu diesem Zweck mit wenigen Worten.

In einer von einem Hindu herausgegebenen kleinen Schrift geht dem Leser eine Ahnung auf, daß Nirwana

für die Poesie des Menschenherzens das letzte und höchste Wort sei. Er fühlt, daß damit das Unendliche gemeint sei, für welches das gewählte Wort nur eine an sich sinnlose Formel, keineswegs aber ein sinnbedeutender Ausdruck ist. Nicht ein pures Nichts ist das Nirwana, sondern nur ein Nichts im Verhältnis zu allem, was etwas ist, zu allem, was ein Sein hat, zu allen Erdendingen. Die Erlösung von diesen Erdendingen ist das Nirwana, ohne daß damit gesagt ist, daß es nicht an und für sich auch etwas sei. Nur wäre es nicht mehr das Unendliche, wenn es der Endlichkeit begreiflich gemacht werden könnte, wenn es in irdische Worte und sinnliche Vorstellungen zu fassen wäre. Wer sich aber recht in die Andeutungen versenkt, welche der Hindu vom Nirwana zu geben vermag, der fühlt sich in den Besitz desselben gelangen oder erkennt wenigstens im Nirwana die geistige Lotusblume der Menschheit.

1885.

*

Mag man in seiner spekulativen Weltanschauung den allgemeinen Sinn der Glaubensformen und konfessionelle Zeremonien individuell noch so entschieden überwunden haben, insofern man sich noch eines inneren Zusammenhangs mit der menschlichen Gesamtheit, eines Anteils an ihrem Wohl und Weh bewußt ist, wird man sich zur Mitfeier oder mindestens zur Billigung der Religionsfeste gestimmt fühlen. Denn sie erwecken in dem Komplex der halbbewußtlos Dahinlebenden, die durch den Geist nicht aufzurütteln, zur Gedankenarbeit nicht zu bewegen sind, eine unbestimmte Ahnung, daß mit dem Zwang der Natur, deren Bedürfnissen sie sich mit so gemeiner Willigkeit überlassen, der Kreis des Menschenlebens noch nicht abgeschlossen ist. Und wie bei solchen Festen Freunde und Nachbarn enger aneinander rücken, auch die Fremden, die Leidenden, die

Armen mit Wohltaten bedacht werden, die menschliche Gemeinsamkeit sich überhaupt in Gestalt der Nächstenliebe deutlicher zur Erscheinung bringt, wenn sonst die Härte des Lebenskampfes nur zur Entfremdung und Vereinzelung führt; — so stellt sich zugleich im Alter solcher Feste die Kontinuität der Menschheit, die Verbindung mit den Geschlechtern aller Zeiten deutlich vor Augen.

1874.

*

Unsterblichkeit der Seele! Mit jedem Kreis ist sein Mittelpunkt notwendig von selbst gegeben, mit dem Kreis von Eindrücken und Anschauungen sein Mittelpunkt, der unter dem Begriff der Seele gedacht wird. Daß aber der Mittelpunkt fortdauere nach der Zerstörung des Kreises, mit dem er allein gegeben, das ist etwas Undenkbares: die Unsterblichkeit der Seele.

1872.

*

Wenn der Mensch der unglücklichste wäre, der nicht mehr getäuscht werden könnte, so sind die Religionen teleologisch aufzufassen, als eine Vorsorge der Natur, zu dem Zwecke, daß jenes Unglück die Menschheit im Ganzen nicht treffen könne.

1872.

*

Der Mensch liebt die Unmöglichkeit; oft unbewußt und blind ist sein Drang, die unerreichbaren Bedingungen einer jenseitigen bessern Welt schon auf Erden zu verwirklichen. Es ist ein geborener Sisyphus und betätigt dies sogar auf mechanischem Gebiete, indem er nicht müde wird, die Herstellung des perpetuum mobile oder der Flugmaschine immer wieder zu versuchen. Auf intellektuellem Gebiete macht die Liebe zum Unmöglichen fast in jeder Epoche, seit die Philosophie in die

Erziehung des Menschengeschlechtes eingreift, die großartigsten Anstrengungen, um Glauben und Wissen miteinander zu vereinigen, ja völlig in einander aufgehen zu lassen.

Der Glaube ist die Lehre und der Inhalt überirdischer Offenbarungen, welche, um dem Gemüte für heilig, unantastbar und gewiß zu gelten, einer Prüfung durch die Erfahrung so wenig bedürftig als zu derselben geeignet sind. Das Wissen ist die Lehre und der Inhalt von Begriffen, welche einzig und allein aus der Erfahrung entstanden sind, aus dem Materiale, welches Sinnlichkeit und Verstand der Vernunft liefern, damit sie ihr Vermögen, Begriffe zu bilden, daran betätige. Die Verbindung des durch die Lebensbedingungen seiner Wesenheit durchaus Heterogenen ist so unmöglich wie die Quadratur des Zirkels.

Man ist der Meinung, den Glauben dadurch befestigen, ihm Kraft und Dauer in höherem Maße geben zu können, wenn man ihn nur auf Beweise des Wissens zu stellen vermöchte und sieht nicht ein, daß er die unendlich trostvolle Macht über das Menschengemüt, die er aus dem Unbegreiflichen, dem sinnlich Unerkennbaren schöpft, seine wahrhaft göttliche Wirkung in dem Augenblicke verlöre, in welchem es gelänge, ihn in Raum und Zeit, in die ewig widerwärtig rasselnde Kette der Kausalverbindung aller Dinge einzufangen.

Als einst die Vermittlungs-Theologen einer gewissen protestantischen Schule die Wunder der Hochzeit von Kana durch chemische Prozesse erklären wollten, da schrien fromme Christen mit Recht entsetzter auf, als wenn sie eine Gotteslästerung vernommen hätten. Der Glaube will geglaubt und nicht bewiesen sein und er hörte auf, die größte Wohltat des Menschengeschlechtes zu sein, wenn er den Gewalttätigkeiten, welche die Vernunft an allem Beglückenden übt, nicht für immer entzogen wäre.

*

Der Mensch hat ein glaubenssüchtiges Gemüt, weil es fortwährend bemüht ist, über die trostlose und bittere Erfahrung der Endlichkeit hinauszudringen oder mit andern Worten, weil das Gemüt ein Zeuge oder Keim des Unendlichen ist. Bei richtiger Betrachtung könnte aber auch dem Gemüt die Erfahrung genügen, weil diese nicht bloß eine sinnliche ist, nämlich die Wahrnehmung der Außenwelt, sondern auch eine übersinnliche, nämlich die Wahrnehmung des eigenen Gefühls. Dieses ist die Offenbarung von Liebe, Freundschaft, Schönheit und Güte. Alle diese Gefühle können sich nicht ausdrücken und unwillkürlich sagt der Mensch, was er in dieser Beziehung empfinde, sei unaussprechlich. Denn das Aussprechen kann nur endliche Dinge ausdrücken, alle jene Empfindungen aber konzentrieren sich im Gefühl des Unendlichen. Dieser Besitz, diese übersinnliche Erfahrung des Unendlichen, kann richtig angesehen dem Menschen vollkommen genügen und ihm alle willkürlich geschaffenen und weil nicht auf Erfahrung beruhenden auch unwahren Dogmen ersetzen.

1880—90.

*

Niemand weiß, was Materie ist, niemand weiß, was Gott ist. „Materie" und „Gott" sind bloße Namen für Erkenntnisse, die dem Verstand und der Vernunft unzugänglich sind. „Materie" ist der Gott der Gottesleugner, wie „Gott" die Materie derjenigen ist, die den Materialismus leugnen. Nur im Gemüte vereinigen sich Beide zu einem beseligenden, aber unbegreiflichen (weil dem Verstand und der Vernunft unzugänglichen) Gefühl oder zum grundlosen Optimismus.

1880—90.

*

4*

Glück ist Freiheit, das echte Streben danach Befreiung. Es gibt kein vollkommenes Glück, weil es keine vollkommene Selbstbefreiung gibt.

*

Das Glück ist eine Empfindung und nicht ein Besitz und es gibt keinen Besitz, aus dem notwendig die Empfindung des Glückes folgen müßte.

1850—60.

*

Nicht nur die Sonne sinkt, wenn sie am hellsten ist, nicht nur das Glück verschwindet, wenn es am glänzendsten ist, auch vom Unglück läßt sich immer hoffen, daß sein äußerstes Extrem der Anfang seines Endes ist. 1866.

*

Der Mensch ist von Natur aus keineswegs dazu geneigt, Glück und Freude, die er selbst zu empfinden keine persönliche Veranlassung hat, bei anderen gern mit anzusehen. Ein Glück, das wir nicht teilen, langweilt uns; ein Freudensprung, dessen Ursache wir nicht kennen, erscheint uns wie eine Narrheit. Nur für das Behagen, in welchem wir einen anderen erblicken, bedürfen wir keiner Erklärung, auf daß es unmittelbar auf uns übergehe. Ein behaglicher Mensch stimmt uns selbst behaglich; ein Haus und eine Familie, die uns weiter nichts Gutes bieten, als daß wir dort den Lebensfrieden als ungestörte Bequemlichkeit ausgebreitet sehen, erheitern uns selbst das Leben. 1876.

*

Nur wenige Menschen werden weiser sein als Polykrates und zu dem Eingeständnis sich herbeilassen, daß sie zu glücklich wären und deshalb den Göttern freiwillig

ein kleines Opfer darzubringen hätten, damit ihnen nicht mit Gewalt ein größeres auferlegt werde. Wer bekennt sich in unserer Zeit überhaupt dazu, glücklich zu sein, geschweige denn, es in zu hohem Maße zu sein? Nur etwas gibt es, was ein so demütiges Bekenntnis hervorzurufen vermag, und dies ist das Bewußtsein einer Schuld. Wo der geistige Antrieb fehlt, um dem philosophischen Gebot der Griechen „Erkenne dich selbst" Folge zu leisten, dort ersetzt ihn das Schicksal zuweilen durch die Tätigkeit des Gewissens. Wie ein scharfes Pflugeisen wühlt es das innerste Wesen auch eines sonst oberflächlichen Menschen um und macht ihn empfänglich, das Verhältnis seines Wertes zu dem der Dinge zu erkennen, die ihm ein günstiges Geschick in den Schoß wirft. 1864.

*

Es gibt einige Probleme, welche das Vorrecht haben, in jeder Zeit für neu und interessant zu gelten, auch wenn es nicht gerade die Kunst ist, die ihnen diese Beständigkeit im Interesse der Menschen verleiht. Ein solches Problem ist die Glückseligkeitslehre. Fast in jedem Jahrzehnt erscheinen einige Anweisungen, wie man unter allen Umständen auf Erden glücklich werden könne.

Der Grundirrtum all der eudämonologischen Lehrversuche liegt weniger darin, daß sie das Unglück als daß sie die Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters ignorieren. Dieser kann durch Sittenlehre und Erziehung dahin gebracht werden, anders zu handeln als er nach seiner Natur gerne möchte, aber auch die Predigt von Engelszungen könnte ihn nicht dahin bringen, anders zu sein, als er ist. Das Glück aber hängt seiner inneren Möglichkeit nach vom unveränderlich gegebenen Charakter ab: es ist wie dieser ein Sein und nicht ein Handeln, ein Zustand und nicht eine Erkennt-

Aber hätte es nicht schon einigen Zweck, zuweilen diese Zwecklosigkeit in Erwägung zu ziehen?

1873.

*

Im Ringen nach der allgemeinen absoluten Wahrheit üben wir unsere Zuversicht und erschöpfen wir unsere Kräfte an temporären Wahrheiten, die bekämpft werden, wenn sie neu sind, weil ihr blitzendes Auftauchen die blöden Augen blendet, die später die Verbreitung des Selbstverständlichen genießen, zuletzt aber, und gerade während sie noch Gemeinplatz sind, dem Untergange zueilen und als Wahrheiten schon verschwunden sind, wenn noch jedermann sie als ein festes, ewiges Besitztum in der Hand zu halten wähnt. Ein Satz braucht nur Gemeinplatz, also scheinbar allgemeine Wahrheit, geworden zu sein und schon blitzen auf der andern Seite die ersten Strahlen seines Gegenteils als neue Wahrheit auf.

1873.

*

Man braucht nicht immer mit den Gebärden des Selbstmordes, man kann mit Ruhe, Gemütlichkeit und selbst mit Behagen verzweifeln, wenn man nämlich nicht über das Geschick der eigenen werten Persönlichkeit, sondern nur — an der Welt verzweifelt.

1870.

*

Eines der eleusinischen Geheimnisse, welches den wahren Stimmschlüssel zum Pessimismus, zur Verzweiflung an der Welt liefert, ist: ihre Zwecklosigkeit. Das Medusenantlitz dieses Begriffes hat ein Dichter tändelnd zwischen die blumigsten Scherze in den Sand hingezeichnet. Dasselbe Medusenantlitz hat ein Philosoph mit den unerbittlichsten Hammerschlägen seiner Logik aus diesem Erdenstoffe herausgemeißelt. „Zwecklos ist

die Welt, ja zwecklos wie die Liebe, wie das Leben, wie der Schöpfer samt der Schöpfung," lesen wir in „Atta Troll" von Heinrich Heine. In den Schriften von Immanuel Kant aber, die im Verhältnisse zu ihrem ungeheuren Werte auch dort, wo sie dem Verständnisse keine abstrakten Schwierigkeiten bieten, noch gar nicht gelesen sind, weil „das Volk der Denker" alle Zeit, die es auf ernste Literatur wenden kann, dazu braucht, mit Wäschezetteln und Gesprächsfetzen aus Weimar die Goethe-Literatur zu vermehren — in den Schriften Immanuel Kants ist die Zwecklosigkeit der Welt mit grauenhafter Deutlichkeit dargestellt, wenn er auch aus Erbarmen mit der armen Menschheit, aus Mitleid für seinen Bedienten, wie Heine nachwies, den Schleier der „praktischen Vernunft" über die schrecklichen Züge breitete, so daß ihnen nur ein mäßiges Durchschimmern gestattet ist.

1870.

*

Innere Ruhe ist alles, was man unter Glück versteht, und oft bringt die äußere Form, die äußere Ruhe, etwas vom fehlenden inneren Gehalte mit sich.

*

Selbst die ungläubigsten Freidenker glauben, hoffen und lieben — das Glück; doch bleibt es so unerwiesen und unerweisbar, wie dasjenige, was die Frommen glauben, hoffen und lieben.

*

Das Glück ist eigentlich nur ein Schlummer der Erdenqualen und vieles Reden stört den Schlummernden.

1889.

*

Aber hätte es nicht schon einigen Zweck, zuweilen diese Zwecklosigkeit in Erwägung zu ziehen?

1873.

*

Im Ringen nach der allgemeinen absoluten Wahrheit üben wir unsere Zuversicht und erschöpfen wir unsere Kräfte an temporären Wahrheiten, die bekämpft werden, wenn sie neu sind, weil ihr blitzendes Auftauchen die blöden Augen blendet, die später die Verbreitung des Selbstverständlichen genießen, zuletzt aber, und gerade während sie noch Gemeinplatz sind, dem Untergange zueilen und als Wahrheiten schon verschwunden sind, wenn noch jedermann sie als ein festes, ewiges Besitztum in der Hand zu halten wähnt. Ein Satz braucht nur Gemeinplatz, also scheinbar allgemeine Wahrheit, geworden zu sein und schon blitzen auf der andern Seite die ersten Strahlen seines Gegenteils als neue Wahrheit auf. 1873.

*

Man braucht nicht immer mit den Gebärden des Selbstmordes, man kann mit Ruhe, Gemütlichkeit und selbst mit Behagen verzweifeln, wenn man nämlich nicht über das Geschick der eigenen werten Persönlichkeit, sondern nur — an der Welt verzweifelt.

1870.

*

Eines der eleusinischen Geheimnisse, welches den wahren Stimmschlüssel zum Pessimismus, zur Verzweiflung an der Welt liefert, ist: ihre Zwecklosigkeit. Das Medusenantlitz dieses Begriffes hat ein Dichter tändelnd zwischen die blumigsten Scherze in den Sand hingezeichnet. Dasselbe Medusenantlitz hat ein Philosoph mit den unerbittlichsten Hammerschlägen seiner Logik aus diesem Erdenstoffe herausgemeißelt. „Zwecklos ist

die Welt, ja zwecklos wie die Liebe, wie das Leben, wie der Schöpfer samt der Schöpfung," lesen wir in „Atta Troll" von Heinrich Heine. In den Schriften von Immanuel Kant aber, die im Verhältnisse zu ihrem ungeheuren Werte auch dort, wo sie dem Verständnisse keine abstrakten Schwierigkeiten bieten, noch gar nicht gelesen sind, weil „das Volk der Denker" alle Zeit, die es auf ernste Literatur wenden kann, dazu braucht, mit Wäschezetteln und Gesprächsfetzen aus Weimar die Goethe-Literatur zu vermehren — in den Schriften Immanuel Kants ist die Zwecklosigkeit der Welt mit grauenhafter Deutlichkeit dargestellt, wenn er auch aus Erbarmen mit der armen Menschheit, aus Mitleid für seinen Bedienten, wie Heine nachwies, den Schleier der „praktischen Vernunft" über die schrecklichen Züge breitete, so daß ihnen nur ein mäßiges Durchschimmern gestattet ist.

1870.

*

Innere Ruhe ist alles, was man unter Glück versteht, und oft bringt die äußere Form, die äußere Ruhe, etwas vom fehlenden inneren Gehalte mit sich.

*

Selbst die ungläubigsten Freidenker glauben, hoffen und lieben — das Glück; doch bleibt es so unerwiesen und unerweisbar, wie dasjenige, was die Frommen glauben, hoffen und lieben.

*

Das Glück ist eigentlich nur ein Schlummer der Erdenqualen und vieles Reden stört den Schlummernden.

1889.

*

Gedankenlos wandelt die Mehrzahl der Menschen durch das Leben — und wahrhaftig, diese Gedankenlosigkeit ist noch das Einzige, was einen Anschein von Glück hat. Die Mehrzahl ist an die harte Arbeit des speziellen Berufes gespannt, und wenn der nächste Zweck, das Stück Brot für den Tag, erreicht ist, so hat das Leben keinen weiteren Inhalt und läßt kein Bedürfnis ungestillt. Wie anders ist es überall dort, wo sich die Reflexion hinzugesellt, das Seelenleben die Unwürdigkeit und das Ungenügen der bloßen physischen Sättigung in Betracht zieht! Der Droschkengaul bliebe nicht aufrecht stehen, wenn er sich Gedanken machte; der Grashalm verlöre seine frische Farbe, wenn er wüßte, daß er nur bestimmt ist, gemäht und vom Stallvieh gefressen zu werden. Erst seit der Arbeiter sich selbst eine „Frage“ wurde, ist er unglücklich, obgleich sein äußeres Los sich im Vergleich mit früheren Zeiten unverhältnismäßig gebessert hat. Man ist nur glücklich, wenn man — unglücklich ist, ohne es zu wissen.

Das Wissen erwacht erst, wenn man schon etwas besitzt, was zum Glücke gereichen könnte. Nur derjenige ist unglücklich, der sich fragt, warum er, Eigentümer so manchen äußeren Gutes, mit diesen Bausteinen des Glückes, das Glück selbst nicht zu errichten vermag.

*

Müssiggang ist aller Laster Anfang, aber nur, wenn man selbst erst am Anfang des Lebens steht. Wenn man aber einmal dahin gekommen ist, sich im Herzen den Ausruf Platens zu wiederholen, als ob man ihn selbst gedacht hätte: „So viele Arbeit um ein Leichentuch“, dann beginnt man erst — das Leben zu genießen. Es ist so schön, auf der Welt zu sein, wenn einem die Welt nur das Recht dazu einräumt, weiter nichts zu tun, als auf der Welt zu sein. Eine Arbeit, die nicht

der Menschheit dient, die nicht von einem großen Geisteszielgetragen wird, die nur der eigenen Tasche gilt, verbaut uns die Welt und jede freie Aussicht auf sie und bringt uns stückweise um das Leben.

1850—60.

*

Schnell verschwinden die Spuren eines Menschenlebens, wenn sie sich der Erde nicht tief, sondern nur in weiten Kreisen eingedrückt haben.

1864.

*

Eine Welt von Speisen kann nicht davon überzeugen, daß es keinen Hunger mehr geben werde. Die Speisen werden verschlungen, der Hunger kehrt immer wieder zurück; die Religionen werden nach und nach aufgezehrt, aber das Glauben ist eine unausrottbare Bedingung der menschlichen Natur. Es ist gleich töricht, zu wähnen, man könne durch Aufklärung den Glauben aus der Welt schaffen, wie danach zu streben, ihm durch die Wissenschaft eine bleibende und immer befriedigende Sättigung zu geben.

1870—80.

*

Mit der sinkenden Sonne wachsen die Schatten, mit der sinkenden Jugendsonne die Schatten des Lebens, mit dem Sinken und Versinken unseres ganzen Sonnensystems die Schatten des Unglückes, die sich von jeher über diese Erde breiten. Töricht ist der Wahn, durch einstige Lösung aller sozialen Probleme die Welt angenehmer einzurichten. Man kann einem Hospitale gesündere Luft und helleres Licht zuführen, es wird doch dadurch nicht zu einem Aufenthalte des Vergnügens, es bleibt immerdar ein Krankenhaus. Wollte man erst jene „Armen und Elenden" anhören, die vorläufig nicht zur sozialen Frage gehören, weil sie zur Not satt zu essen haben, weil

es nicht ihre Glieder sind, die frieren, sondern ihre Gefühle, weil nicht ihr Magen, sondern ihr Gemüt nach Sättigung schreit; wollte man die Einsamen und die Unverstandenen vernehmen, die Dichter, die Künstler, die Denker, denen zuweilen ein freies Jahr und zuweilen ein Glas Champagner so notwendige und so berechtigte Bedürfnisse sind, wie den anderen Wasser und Brot, ohne daß ihre Arbeit ihnen die Freiheit gestattete oder gar den perlenden Becher einbrächte: man würde ein Jammergeschrei belauschen. Die Sonne sinkt und sinkt — und wer das letzte Wort des Pessimismus kennt, der weiß, daß sie einer Nacht entgegensinkt, die den letzten Stern vom Himmel fallen ließ, wie die müde Hand eines Sterbenden sein letztes Gut.

1870.

# Dichter und Dichtwerke, Schriftsteller und Bücher.

Der gebieterische Zwang des Dichtens scheint mir das sicherste Merkzeichen einer höheren als der irdischen Kausalität, in der alles verstandesmäßig begriffen wird.

*

Jeder Poet birgt ein Vineta in der Seele, dessen tiefversunkenes Glockenspiel er selbst der Oberwelt nicht immer vernehmlich machen kann.

*

Die Schriftsteller sind nicht mehr die Propheten des Himmels, die seltsamen und vereinzelten Herolde einer höheren Welt, sie sind die ungeheure geistige Armee dieser ganz gemeinen Erde, und man kann dem berufsmäßig im schweren Dienste sich betätigenden Heere den Respekt nicht versagen, wenn man auch wohl weiß, wie viele gegen ihren Willen Angeworbene, wie viele aus Lumperei dazu Gelaufene, wie viele Troßbuben und Vagabunden sich darunter befinden.

1887.

*

Dichter sind oft wunderliche Menschen, nur hat man sonst ihre auffallenden Charakterzüge, das Barocke an ihrer Persönlichkeit, erst kennen gelernt, wenn sie längst berühmt waren, und was die Biographen Seltsames von ihnen erzählten, bildete einen heiteren Gegensatz zu der normalen Schönheit ihrer Schöpfungen. Gegenwärtig aber gibt es Poeten, die es eilig haben,

die Absonderlichkeiten ihrer Menschlichkeit zu verbreiten, indem sie sogleich selbst mit der Versifizierung derselben beginnen. 1862.

*

Ueberschwengliches Lob der toten Dichter, die man in Einsamkeit oder Ignorierung hatte verkümmern lassen! Es fließt in dieser trostlosen Welt kein Balsam so reichlich, als derjenige, mit dem man einbalsamiert wird. 1872.

*

Es mag gleichgültig sein, daß Millionen über die Erde gehen und verschwinden, ohne eine Spur zurückzulassen, aber wehmütig stimmt es, von Existenzen zu erfahren, die nur dafür lebten, sich eine dauernde Spur zu erwerben, die es wirklich als Dichter oder Künstler zum vielversprechenden Beifall eines Augenblickes brachten und denen dennoch, als sie zu Grabe stiegen, das Bewußtsein nicht erspart blieb, so wenig erreicht zu haben, wie jene Millionen, die niemals nach einem Ziel gestrebt hatten. 1864.

*

Der Dichter bleibt ganz unschuldig an den Verirrungen, die sein Werk bei den Mißverstehenden oder Unverständigen hervorbringen mag. 1847.

*

Der deutsche Schriftsteller mag zufällig in Oesterreich sein Vaterland haben — pater semper incertus — aber jedenfalls hat er an der deutschen Kultur seine Mutter und an der Muttersprache sein Organ, und den Poeten waren von jeher die Mütter noch heiliger als die Väter. 1860.

*

Der Maler, der sich selbst porträtiert, hat dazu einen stille haltenden Spiegel. Dem Schriftsteller wird es nicht so gut, obgleich er im Grunde nur Selbstporträt geben kann. Der Seelenspiegel wird vom Schauen selbst bewegt und trübt dadurch das Geschaute. 1876.

*

Schaffen ist eine hohe Freude, aber nur wenn es ein königliches Schaffen ist, aus souveränem Belieben, nicht wenn auf dem Rücken zwischen den Flügeln der Inspiration der Bettelsack befestigt ist. 1877.

*

Literarische Werke bezahlen die Gunst des Augenblickes mit der Verachtung der Gebildeten und der Vergessenheit der Nachwelt, sowie sie andererseits eine dauernde Bedeutung für Bildung und Kultur mit der Ungunst des Momentes, mit der Vereinsamung und Verarmung ihres Schöpfers bezahlen. 1870—80.

*

Man hat von der Liebe gesagt, das Bezauberndste an ihr wäre, daß sie des gesunden Menschenverstandes spottet; man kann von der Poesie behaupten, daß sie nie bezaubernder ist, als wenn es ihr gelingt, über alle Regeln des kopfschüttelnden Verstandes hinaus und auf dem Wege, den er ihr als den irrigen demonstriert, einen Sieg zu feiern. 1850—60.

*

Wenn es dem Dichter nicht gelingt, „ewige Wahrheiten“ auszusprechen, so ist seine ganze Problemlösung das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt wird. Es gibt keine andere „Mission“ des Dichters, als im Dienste

der ewigen Wahrheiten zu stehen, insoferne dieselben in ihm selbst geboren oder wiedergeboren werden. Die Aufgabe der Dichter ist, Dichter zu sein, und nicht „Aerzte", die etwa eine Art Brodstudium am Krankenbett der Zeit betreiben, um „Uebel zu entdecken" und „Balsam auszugießen." Dieser ist nicht abhängig von der Kenntnis der „Jetztzeit", man schöpft ihn vielmehr auch aus dem ältesten Kunstwerk, wenn nur noch die Form verständlich genug blieb, den Inhalt, „die ewige Wahrheit", zu vermitteln.

*

Der echte Poet wird immer auf der Höhe seiner Gedanken stehen, durch sein Leben wird sich dieselbe leitende und leuchtende Idee ziehen, die aus seinen Werken hervorbricht. Mensch und Poet verschmelzen zu einem Charakter. Wen einmal der Weihekuß einer Muse berührt hat, an wen der Ruf ergangen ist, die materielle Wirklichkeit, die ihn umgibt, zu höherem Sein zu durchgeistigen, der darf nicht mehr zweien Göttern dienen, der muß sich vom Mut der Märtyrer durchflammt fühlen. Die Schwinge des Genius trägt den ganzen Menschen aufwärts, bis er zu hoch für irdische Bekümmernisse und Konflikte sein ganzes Selbst mit dem Gott, der ihn berufen, verschlungen hat. Diesen Gott, diesen Genius wird er nicht verraten für die Silberlinge des Glückes, der Existenz, dieser Gott duldet keinen zweiten neben sich; verhungernd wird der echte Poet sprechen: Dein Wille, Herr, geschehe!

1847.

*

Das Leben berühmter Dichter und Künstler ist selten etwas anderes als der Resonanzboden ihrer Werke. Stimmungen, Ereignisse, Schicksale laufen dabei zu einem teils unsichtbaren, teils in seiner Bedeutung unerkennbaren Geflechte zusammen, das in einer dem Laien

rätselhaften Weise den Vollklang des Tones bewirkt, der die Welt entzückt. Die Prädestination, das Geheimnisvolle eines künstlerischen Berufes drückt sich nicht bloß darin aus, daß man dazu g e b o r e n sein muß, zu seiner Erfüllung reichen sich auch alle Mächte des Lebens die Hände, damit es an dem nötigen Glück und an dem begünstigenden Schmerz nicht fehle. Diese Vorbestimmung durch Geburt und Leben verzehrt wie ein Opferbrand die persönliche, ja selbst die allgemein menschliche Bedeutung in den einzelnen Erlebnissen großer Künstler zugunsten einer ausschließlichen Beziehung auf die hervorgebrachten Kunstwerke. Dante im Exil, Tasso im Irrenhause, Schiller auf der Flucht — andererseits Horaz, Metastasio, Goethe unter dem warmen Schutz der Großen in Fülle und Wonne gedeihend — jene fordern nicht das Mitleid, diese nicht den Neid in dem Sinne heraus, wie gewöhnliche Menschenkinder in ähnlichen Lagen. Unwillkürlich bestreitet man jenen Unglücklichen das Recht zur Klage und enthebt jene Glücklichen der Pflicht des Dankes, denn wenn man sich ihre Lebensgeschichte erzählen läßt, so sieht und hört man darin nichts als den Geist, der zu irdischem Stoff vergröbert über sie kam. Sie haben den Geist mit Bewußtsein ausgesprochen, verkündigt, und darin allein besteht und erschöpft sich für uns die Bedeutung ihrer Schicksale. Glück und Unglück, die sonst im Leben anderer eine selbständige Geltung für unser teilnehmendes Gefühl haben, verlieren hier diese Wichtigkeit an sich, wir unterwerfen sie nicht mehr dem allgemein menschlichen Gesichtspunkt, sie haben für uns keine eigene Bedeutung mehr. Die Wesenheit zufälliger Erlebnisse, sonst an sich rührend oder erschütternd, verschwindet mit dieser Wirkung, sobald die Beziehung zu einem Geist hinzutritt, der selbst ein Erlebnis ist und zwar eines der gesamten Kulturwelt.

Nimmt diese Beziehung auch den merkwürdigsten

Schicksalen das Interesse, das sie als solche hätten, wenn es sich dabei um gewöhnliche Sterbliche handeln würde, so gibt sie dafür an sich geringfügigen Vorfällen und inneren Wendungen, die im Leben alltäglicher Geschöpfe nicht beachtet würden, ein hohes Interesse, eine gewichtvolle Bedeutung. In der modernen Welt sind aber außerordentliche Schicksale selten geworden, Formen und Normen regeln jedes Dasein und in vorausberechneten Geleisen geht es von einer wohlbekannten Station zur andern. So sind denn auch die Biographien berühmter Dichter und Künstler der Neuzeit weit weniger in der Lage, merkwürdige Tatsachen der Beziehung auf den Geist unterzuordnen, als vielmehr bloße Seelenbewegungen ihrer Helden und was als kaum sichtbarer Samenstaub in der Luft fliegt, unter die Lupe zu bringen, damit man daran große, bedeutungsvolle Motive erkenne. 1850—60.

*

Die Frage nach der Zulässigkeit der politischen Poesie, der religiösen und der kontemplativen Lyrik hat nicht mehr Sinn und Weisheit als etwa die nach der Berechtigung der Sonne, verschiedene Früchte zu reifen; es kömmt alles nur darauf an, ob sie wirklich von der Sonne gereift oder künstlich hervorgebracht seien, nur von außen den natürlichen ähnlich, aber innerlich wertlos. Ob jenes eigentümliche Fluidum, jenes verklärende Sonnenlicht, das man lyrische Kunst nennt, dem Stoffe nach an der Dornenhecke oder am Orangenbaume sich betätige, kann nur für den praktischen Gebrauch einen Unterschied begründen, im Wesentlichen der Wirkung jedoch ist das gleiche Wunder vorhanden: das Weltgeheimnis in seiner ewigen Ferne wird uns nahegelegt; was unserem Herzen am nächsten zu liegen scheint, rückt in die unermeßliche Ferne eines Weltgeheimnisses hinaus. 1870—80.

*

Die romantische Literatur war nicht durch die Laune einzelner, nicht durch den Anstoß, den sie von ihren Koryphäen empfing, sondern durch ein historisches Gesetz dazu bestimmt worden, die Freiheit des Individuums, die geniale Subjektivität auf den geistigen Thron der Menschheit zu setzen. Diese historische Notwendigkeit entsprang aus der Tiefe und Fruchtbarkeit des deutschen Geistes, als er sich in ungebändigter Enthaltung dieser Eigenschaften zugleich dem schauerlichen Mangel an politischer und nationaler Konzentration, dem zerfallenen Deutschen Reiche gegenübersah.

Alles Gemeinsame in diesem Reiche war ekel und elend; alles nicht mit ihm zusammenhängende Freie in Volksleben, Kunst und Wissenschaft war vielversprechend und kostbar. So bildete sich die unendliche Ungebundenheit des Besondern, Individuellen zum Prinzip des Lebens und des Dichtens aus. 1873.

*

Als man im Heimatsort eines bekannten Dorfgeschichtenschreibers die Leute fragte, was sie zu den Erzählungen ihres Homer sagen, da riefen sie voll Entrüstung: „All's derstunken und derlogen!" Und als Gerstäcker auf einer seiner Weltreisen eine Kolonie tyrolischer Auswanderer in Brasilien besuchte, eine der entferntesten Ansiedelungen, welche Deutsche jemals gewählt hatten, und als der Reisende sich freute, den aus der Weltzivilisation Verschlagenen langentbehrte Kunde von den Ereignissen in Europa und ihrer Heimat zu bringen, da fragten sie ihn, ob denn die Kuh, die sie damals verließen, richtig gekalbt habe und ob der alte Seppl noch lebe usw.

Beide höchst reale Lebensäußerungen der Dorfwelt, wie sie wirklich beschaffen ist, haben mir stets zur richtigen Auffassung der Dorfpoesie, überhaupt als kritische Leitsterne gedient. Kein verständiger Mann

von Bildung wird der Poesie der Dorfgeschichte die Chronik der wirklichen Ereignisse abverlangen, wie sie in den Gemeindebüchern des Dorfes verzeichnet ist. Wenn aber in das Dorf noch nicht einmal die Erkenntnis drang, daß es eine künstlerische Wahrheit gibt, welche dasselbe besitzt, wie die gemeine Wirklichkeit, ohne gleich dieser historisch kontroliert werden zu können, — wie mögen dieselben Leute, denen alles, was nur psychologisch und poetisch und nicht auch tatsächlich wahr ist, „derstunken und derlogen" ist, zu den Erörterungen der Zeitfragen und zu den Rollen überhaupt befähigt sein, welche ihnen die Erfindung der Dorfgeschichte zuweilen anzulügen gezwungen ist? Und wird nicht für diese „Naturmenschen" der ganze erhabene Inhalt der Kulturfragen seine ganze Wichtigkeit verlieren neben den Fragen nach dem richtigen Kalben der Kuh und dem Zustand des alten Seppl? 1870—80.

*

Eine ganz andere als die weltliche ist die poetische Gerechtigkeit. Die Gesellschaft richtet die Tat, aber nicht den Täter. Für sein Tun ist ihr jedermann, für seinen Charakter, seine Gesinnung niemand verantwortlich. Wer eine Handlung vollzieht, der tritt in den Kausalverband der Dinge ein und unterwirft sich dem daraus notwendig Erfolgenden, den darüber herrschenden Gesetzen. Wie es aber nicht anginge, daß sich dieser Wirkung einer durch Berufung auf seine besonders geartete Subjektivität, auf die Exklusivität seiner Natur entzöge, so hat auch andererseits die Gesellschaft nicht die Befugnis und nicht die Macht, über die Tat hinaus in die innerste Wesenheit des Täters einzudringen und über das Verborgene in ihm, über seinen Dämon, über das Inkommensurable der individuellen Natur zu Gericht zu sitzen.

Gerade aber mit dieser innersten Wesenheit beschäftigt sich die Poesie, gerade dieser Dämon der Individualität ist der Held der Tragödie. Was aller Welt verborgen blieb, das bildet der Dichter in lebendiger Gestalt heraus. Zwar muß der Held, je individueller er ist, um so notwendiger an der unbeugsamen Macht des Allgemeinen zugrunde gehen, aber die poetische erstreckt sich im Gegensatze zur weltlichen Gerechtigkeit vornehmlich auf das Individuum und hat nur für dieses Anteil, Bewunderung und Trauer. Ohne die Berechtigung des in sich abgeschlossenen Charakters wäre das von Aristoteles unerläßlich für die Tragödie geforderte Mitleid eben so unmöglich wie die Erhebung durch das Tragische. 1878.

*

Von Homer bis auf Dante, von Dante bis auf Goethe und Lenau ist das Epos immer unmittelbar aus dem Schoße der Zeit emporgewachsen, in der es erstanden, und gab ein bestimmtes Bild der Weltepoche, in der sich der Dichter bewegte. Mit gänzlicher Verleugnung aller Subjektivität das feste Gemälde einer Vergangenheit heraufzubeschwören, ist dem Griffel des Historikers anvertraut, dem Dichter aber bleibt seine Individualität heilig, er läßt sie nicht untergehen in der anschaulichsten Schilderung fremder Zustände und Begebenheiten, sie tritt vielmehr samt allen Bildungselementen des Jahrhunderts, die sie nährten, nur umso glänzender und gerüsteter auf in der Objektivität epischer Poesie. Daher kommt es, daß uns die Biographien der größten epischen Dichter, indem sie uns die inneren Entwicklungen des Dichters und die äußeren Veranlassungen zur Schöpfung ihrer Werke darlegen, meistens zugleich einen Abriß der Geschichte ihrer Zeit geben. 1847.

*

Das Reich des Gefühles ist größer als das des Begriffes, wenn man nämlich jenes als das des intuitiven Erkennens auffassen will. Ein solches hat in der Form von Ahnungen, Bildern, Vergleichen eine Welt unausgesprochener Gedanken in sich, die den Inhalt neuer philosophischer Systeme abgeben könnten, wenn sie klar bis zum Begriff herausgebildet wären. Der Lyriker aber hat die Aufgabe, jene Eindrücke oder intuitiven Erkenntnisse mittelst des musikalischen Reizes, der im Vers liegt, in der Art zu vermitteln, wie sie ihm selbst aufgegangen sind, als Ahnung, Bild oder Traum. Man könnte diese Aufgabe eine sehr schwere nennen, wenn sie nicht wie jede künstlerische entweder nur durch ein angebornes Vermögen oder gar nicht zu leisten wäre.

1850—60.

*

Die kontemplative Lyrik ist nur das begrifflose und folglich unphilosophische Pochen an die Kerkerwand, die uns einschließt und vom Unendlichen trennt, und je deutlicher, ergreifender das Pochen, umso eher entsteht der Wahn, daß ein fernes, leises, entzückendes Gegenpochen zu vernehmen wäre.

1870—80.

*

Dem Lyriker ist die hohe Aufgabe des Epikers und Dramatikers nicht erlassen, menschliche Charaktere zu gestalten, nur daß er selbst der Charakter in seiner Dichtung ist.

1870—80.

*

Der Dichter ist der empfindende Nerv der Menschheit und in ihm muß zuerst und am deutlichsten zucken, was sie mit Bewußtsein leidet.

1870—80.

*

Die gewöhnlichen Menschen wissen nicht, daß auch das Honorar — Poesie ist. Es gewährt nämlich einen eigentümlichen, einen dichterisch reizenden Triumph, diese harte, geizige prosaische Welt, welche ihr Geld so krampfhaft festhält, wo sie nicht den sinnlichen Wert dafür eintauschen kann, zu zwingen, ihr Teuerstes herzugeben für nichts Greifbares, für Imagination, Traum, Fabel, geistiges Fluidum. Ja, wahrlich, Honorar ist Poesie und um so mehr Poesie, je mehr Honorar.

*

Es gibt in der Literatur stille Wohltäter, deren Gaben wenig gepriesen, aber viel genossen werden. Während ein weit sich fortpflanzender Ruhm stets zur Hälfte ein Produkt des Zufalls ist und mehr von der Gedankenlosigkeit als von der Dankbarkeit weitergetragen wird, setzt sich eine lange Zeit nicht nach Gebühr gerühmtes Wirken in Taten fort, in der Erziehung, die es nachfolgenden Geschlechtern angedeihen läßt. 1876.

*

Einst sagte mir eine schöne Frau: „Wenn man noch auf irgend etwas Gutes in dieser jammervollen Welt mit Sicherheit rechnen kann, wenn noch irgend etwas Angenehmes bestimmt möglich ist, — so ist es das Unmögliche." Ich habe kein Recht und keinen Anlaß zu erzählen, in wiefern sich dieser Satz in meinem Leben bewährt hätte, aber daß ich ihn in meinem Lesen gerechtfertigt fand, gehört eben zu meinen liebsten literarischen Erinnerungen.

In der Tat, was wäre der Roman ohne das Unmögliche? Die Verleugnung des Lebens und folglich selbst etwas Totes. Es kommt bei Abfassung des Romans nicht darauf an, das Unwahrscheinliche zu vermeiden, sondern nur unser Erstaunen darüber.

1878.

*

Man wähnt Wunder welch erhabenen Standpunkt man einnehme, wenn man mit Verachtung auf das „belletristische Zeug“ herabsieht, und doch — was auch immer in anderen Sphären Außerordentliches geleistet werde, — sind es ausschließlich dichterische Werke, welche die wahre und tatsächliche Mitwirkung einer Nation an dem geistigen Leben der Menschheit beurkunden.

*

Es gibt geistreiche und wertvolle Bücher, die dadurch ausgezeichnet sind, daß sie ihren eigentlichen Geist und Wert erst — vom Leser empfangen. Ist dieser überhaupt ein Instrument, auf dem sich spielen läßt, ein denkendes und phantasiebegabtes Wesen, so stimmt ihn das Buch, bringt die Saiten der Seele in Spannung und Vibrierung und entlockt ihnen Klänge, von denen niemand wußte, daß sie in der Seele schlummern. Der Mensch, der immer zum Undank geneigt ist, auch wo er Freude bereiten will, kleidet die Anerkennung für ein Buch von so trefflicher Wirkung in eine Formel, die eine Expropriation ist und das Werk des ihm allein gehörenden Wertes zu berauben scheint: „Mir aus der Seele gesprochen.“ 1876.

*

Die Tauglichkeit des Dichters zum Helden einer Dichtung ist sehr problematisch; der Dichter ist eine Ausnahmsnatur, deren Wahrheit zu kontrolieren der normale Maßstab fehlt, und Goethe scheint im „Tasso“ die Bedingungen ein- für allemal erschöpft zu haben, unter welchen die Aufgabe lösbar ist. 1865.

*

Nicht Wahrheit des Gedankens, nur Wahrheit der Empfindung hat in der Lyrik Ueberredungskraft. Es

gibt aber Naturen, denen ein metaphysisches Empfinden angeboren ist. Bei richtigem Ausdruck macht es leicht an sich glauben und besticht auch den solchen Fragen am meisten entfremdeten Leser, für einen Augenblick an ihnen teil zu nehmen.

*

Der Dichter muß sagen, was noch keiner gesagt hat, und dennoch muß es wie eine Wiederholung klingen, nur daß es früher nicht in irdischen Worten gesagt wurde.

*

Schriftstellerei zur bloßen Unterhaltung für andere mag einen praktischen und wohltätigen Zweck haben, wie Strümpfe stricken und Kleidermachen, scheint mir aber, wenn es zum Gebiete der Dichtkunst gehören wollte, eine frevelhafte Verspottung der Kunst zu sein.

1880—90.

*

Auch Bücherdeckel sind zuweilen Sargdeckel, die sich niemals mehr auftun, obgleich sie nicht eines Mannes sterbliche, sondern seine unsterblichen Reste umschließen.

1885.

# Kunst.

Der Schmerz ist die Taufe der Kunst.

*

Kann uns ein schön gesungenes Schubertsches Lied, selbst eine Symphonie von Beethoven auch nicht deutlich erklären, was der geheimnisvolle Urgrund unseres Sehnens ist, so mildert sich doch dadurch seine Herbheit, denn auch in der Musik klagt eine unendliche Sehnsucht, ihr Tiefstes in keinem Laut völlig erschöpfen zu können. 1850—60.

*

Die Kunst hat der Kunst zu dienen, nicht der Welt. So töricht es wäre, von einem, der in äußerster Gefahr kämpfend um sein Leben ringt, zu verlangen, daß er bei den Bewegungen seines Armes, der das Schwert führt, zugleich die Schönheitslinie im Auge behalte; so töricht ist es, vom Dichter, der mit dem äußersten Aufwand seiner stärksten Seelenkräfte nach der Gestaltung des Schönen ringt, zu verlangen, daß er dabei die Linie des Ethischen beschreibe. So überflüssig wie wahnsinnig ist dies Postulat. Denn wie in der Körperbewegung des kämpfenden Helden, der keinen anderen Zweck im Sinne hat, als sein Leben zu verteidigen und das des Gegners zu vernichten, spontan und unwillkürlich die Schönheit zum Vorschein kommt, so wird auch die Kunst, die keinen andern Zweck hat, als dem Seinsollenden, dem Nichtseienden, einer Welt, wie sie die schlechteste aller möglichen Welten nicht ist, den schönen

Schein, den Schein der Realität, zu geben, notwendig aber unbeabsichtigt eine ethische Wirkung hervorbringen. 1870—80.

*

Für die Philosophie ist es eine Aufgabe, die Wahrheit zu suchen, für die Kunst ist es keine Aufgabe, sondern die Kunst ist diese verborgene Wahrheit selbst, immer in heißen Qualen und immer vergeblich darnach ringend, sich in Kunstwerken zum Ausdruck zu bringen. Das vollendetste Kunstwerk ist für den Künstler selbst noch immer ein Fragment und folglich etwas Trauriges, und kann daher nicht schon ursprünglich dazu bestimmt sein, das Leben zu erheitern. 1880—90.

*

Die große Menge! Künstler und Aesthetiker mögen ihr Gewicht für ein noch so leichtes nehmen und glauben, sie mit einer verächtlichen Mundbewegung hinwegblasen zu können wie eine Feder vom heiligen Priestergewande. Das Interesse dieser großen Menge an Literatur und Kunst stets wach zu erhalten, bleibt doch die einzige Möglichkeit der Existenz einer solchen.

1865.

*

Wenn man es recht betrachtet, so lebt die Malerei von den Blinden, die Musik von den Tauben und die Poesie von den Blöden. Natürlich ist nur von solchen Blinden, Tauben und Blöden die Rede, welche im Gegensatz zu den Unglücklichen, die man um dieser Gebrechen willen bemitleidet, nicht die geringste Ahnung von der üblen Beschaffenheit ihrer Sinne und ihres Geistes haben. Sie leben vielmehr der festen Ueberzeugung, diese notwendigen Attribute jeglichen Kunstgenusses in ganz vorzüglicher Ausstattung zu besitzen.

Um die schmeichelhafte Ueberzeugung vor aller Welt geltend zu machen, besuchen sie in Haufen die Aufführungen klassischer Musikstücke und klassischer Dramen, kaufen sie alte Bilder und ob ihres Tiefsinns gerühmte neue Bücher, kurz: ist ihnen keine Summe und keine Langeweile zu groß. Sie sind die Majorität des verehrungswürdigen Publikums und hohen Adels, und was sie schon heimlich bei Shakespeare und Beethoven ausgestanden haben, das übertrifft die Qualen jeglichen Märtyriums. Auch der standhafteste Märtyrer hat unter seiner Folter wenigstens schreien dürfen, während es jenen opfermütigen und ausdauernden „Kunstfreunden" nur gestattet ist, unter ihrer Folter in Entzücken auszubrechen. 1870—80.

*

Die Kunst schließt ihrem Wesen nach die wohltuende Wirkung von selbst mit ein. Jeder Schmerzensruf, der sich künstlerisch ausdrückt, ist schon dadurch, daß er dabei Kunst bleibt, ein Ueberwindungsruf des Schmerzes. 1870—80.

*

Verfehltes Streben, verlorene Lebensmühe läßt sich nirgend so bitter empfinden als auf dem Gebiete der Kunst. Ueberall sonst ist das Mitleid imstande und bereit, auszugleichen oder zu lindern; überall sonst trifft die Schuld des Mißlingens das Schicksal mindestens eben so sehr, als den fleißig Strebenden. Nur wer sein Leben der Kunst gewidmet hat ohne Resultat, ohne ein Kunstwerk geschaffen zu haben, der steigt klanglos, weil ohne Bedauern, oder doch nur unter den Klängen berechtigten Hohngelächters zum Orkus. Der Kunstberuf wird nicht vom Schicksal aufgezwungen, ihn bestimmt die freie Wahl, und wer ohne begründetes Recht gewählt hat, der büßt nur die eigene Vermessenheit. Die Unermüdlichkeit seines Fleißes, die entsagende Hingebung an

sein Schaffen wird ihm dabei nicht zu Gute gerechnet. Den Kronprätendenten, der seine Ansprüche nicht durch die Geburt zu begründen vermag, trifft der Fluch der Lächerlichkeit, wie eifrig er auch immer strebe; so verschließt sich selbst das mitleidigste Herz jenem, der ohne den unzweifelhaften Anspruch des angeborenen Talentes nach jenem Glanz einer unsichtbaren Krone ringt, welchen man Ruhm nennt. Das Unglück ist aber nur um so größer, wenn die Klage darüber stumm hinabgewürgt werden muß, weil sie nichts als den Hohn erwecken würde. 1850—60.

*

Wenn die Künste bloß von denjenigen leben sollten, die sie verstehen, für die sie wirklich vorhanden sind, dann wären die neun Musen längst am Hungertyphus gestorben. 1870—80.

# Von Frauen, Liebe und Ehe.

den, schweren Gefängniskette des Kausalnexus erlöst, wie er als Logik oder als Ursache und Wirkung in immer neu sich bildenden Ringen alle Dinge dieser Wirkung mit einander verknüpft. Im Grunde ist es derselbe Zauber, welcher von der Kunst und von der Poesie ausströmt, sie schaffen Wunder, sie geben der Illusion ein Reich, welches der gemeine Verstand nicht für vorhanden erklärt; auf Kosten der äußeren Wirklichkeit versetzen sie das Gemüt in die tiefste innere und deshalb unaussprechliche Wahrheit. Allein welcher glücklichen Umstände, welcher besonderen Vorbereitung bedarf es, um auf artistischem Wege zu jenem erlösenden Zauber, zu der Befreiung von der Kausalkette zu gelangen! Bildung, Erziehung, Studium und sogar eigene Begabung sind zum Genuß des reinen Kunstwerkes nötig, während die Liebe weder nach den Fähigkeiten noch nach den Verhältnissen der Menschen fragt, um ihnen eine ungeahnte Märchenwelt zu erschließen.

*

Was die Mutter an Poesie auf das Gemüt des Sohnes vererbt, das sind nicht Eigenschaften des Geistes und Charakters, das ist überhaupt nichts, was sie selbst mit Absicht oder Bewußtsein manifestierte, das ist nur ein ihrem Wesen immanentes, unerfaßbares und unaussprechliches Moment, das jede Frau ohne Ausnahme besitzt, aber das nicht jede vererbt. Wo es im unerforschlichen Grunde der Natur dennoch geschieht, — eine Unerforschlichkeit, welche die „Geneanomie" als Wissenschaft unmöglich macht, — da entsteht ein Poet, da hat der Sohn das „ewig Weibliche" geerbt, in allem vorherrschend, was uns „hinanzieht". 1847.

*

Wer die Frauen wirklich kennt, der wird vor allem zugeben, daß er sie nicht genau kennen zu lernen ver-

mochte. Der Grund ist, daß sie weniger gefügig als der Mann dem irdischen Kausalnexus der Tatsachen und der Logik sich unterwerfen, sowie daß sie mehr als der Mann von der metaphysischen Unergründlichkeit in sich tragen, welche das Geheimnis und zugleich die eigentliche unerforschliche Wahrheit alles Seins ist.

1870—80.

*

Frauen gehören zu den größten Merkwürdigkeiten des Naturlebens, und die Wirkungen, die sie wie jedes andere Wunder der Natur durch ihr Dasein bloß ausüben, sind viel größer und werden doch weniger besprochen, als die Wirkungen, welche Frauen durch ihre Stellung in der Gesellschaft ausüben, sowie durch ihre Bedeutung in den — Gesellschaften.

*

Große weibliche Schönheit erregt ein Gefühl der Wehmut, vergleicht man solchen Abglanz des Himmels mit den Geschicken, welche dem Weibe meistens auf Erden zugedacht sind, wobei sich der eigennützige Schmerz, daß man an den beklagten irdischen Geschicken eines solchen Weibes nicht — selbst beteiligt ist, gar nicht einzumischen braucht. 1878.

*

Frauen können es sich auch beim literarischen Schaffen nicht versagen, statt aus der Phantasie, der Inspiration, den Offenbarungen des Talentes, zumeist aus den subjektivsten und unmittelbarsten Eindrücken des Herzens zu schöpfen. Selbst wo das dichterische Genie so außer Frage stand wie bei George Sand, haben jene Eindrücke vorgewaltet. Ihre letzte Bekanntschaft, die gerade am stärksten auf sie wirkte, gab stets die Elemente zum Helden des Romans her, an welchem

den, schweren Gefängniskette des Kausalnexus erlöst, wie er als Logik oder als Ursache und Wirkung in immer neu sich bildenden Ringen alle Dinge dieser Wirkung mit einander verknüpft. Im Grunde ist es derselbe Zauber, welcher von der Kunst und von der Poesie ausströmt, sie schaffen Wunder, sie geben der Illusion ein Reich, welches der gemeine Verstand nicht für vorhanden erklärt; auf Kosten der äußeren Wirklichkeit versetzen sie das Gemüt in die tiefste innere und deshalb unaussprechliche Wahrheit. Allein welcher glücklichen Umstände, welcher besonderen Vorbereitung bedarf es, um auf artistischem Wege zu jenem erlösenden Zauber, zu der Befreiung von der Kausalkette zu gelangen! Bildung, Erziehung, Studium und sogar eigene Begabung sind zum Genuß des reinen Kunstwerkes nötig, während die Liebe weder nach den Fähigkeiten noch nach den Verhältnissen der Menschen fragt, um ihnen eine ungeahnte Märchenwelt zu erschließen.

*

Was die Mutter an Poesie auf das Gemüt des Sohnes vererbt, das sind nicht Eigenschaften des Geistes und Charakters, das ist überhaupt nichts, was sie selbst mit Absicht oder Bewußtsein manifestierte, das ist nur ein ihrem Wesen immanentes, unerfaßbares und unaussprechliches Moment, das jede Frau ohne Ausnahme b e s i t z t , aber das nicht jede v e r e r b t. Wo es im unerforschlichen Grunde der Natur dennoch geschieht, — eine Unerforschlichkeit, welche die „Geneanomie" als Wissenschaft unmöglich macht, — da entsteht ein Poet, da hat der Sohn das „ewig Weibliche" geerbt, in allem vorherrschend, was uns „hinanzieht". 1847.

*

Wer die Frauen wirklich kennt, der wird vor allem zugeben, daß er sie nicht genau kennen zu lernen ver-

mochte. Der Grund ist, daß sie weniger gefügig als der Mann dem irdischen Kausalnexus der Tatsachen und der Logik sich unterwerfen, sowie daß sie mehr als der Mann von der metaphysischen Unergründlichkeit in sich tragen, welche das Geheimnis und zugleich die eigentliche unerforschliche Wahrheit alles Seins ist.

1870—80.

*

Frauen gehören zu den größten Merkwürdigkeiten des Naturlebens, und die Wirkungen, die sie wie jedes andere Wunder der Natur durch ihr Dasein bloß ausüben, sind viel größer und werden doch weniger besprochen, als die Wirkungen, welche Frauen durch ihre Stellung in der Gesellschaft ausüben, sowie durch ihre Bedeutung in den — Gesellschaften.

*

Große weibliche Schönheit erregt ein Gefühl der Wehmut, vergleicht man solchen Abglanz des Himmels mit den Geschicken, welche dem Weibe meistens auf Erden zugedacht sind, wobei sich der eigennützige Schmerz, daß man an den beklagten irdischen Geschicken eines solchen Weibes nicht — selbst beteiligt ist, gar nicht einzumischen braucht. 1878.

*

Frauen können es sich auch beim literarischen Schaffen nicht versagen, statt aus der Phantasie, der Inspiration, den Offenbarungen des Talentes, zumeist aus den subjektivsten und unmittelbarsten Eindrücken des Herzens zu schöpfen. Selbst wo das dichterische Genie so außer Frage stand wie bei George Sand, haben jene Eindrücke vorgewaltet. Ihre letzte Bekanntschaft, die gerade am stärksten auf sie wirkte, gab stets die Elemente zum Helden des Romans her, an welchem

sie eben schrieb. Mit Malice hat darum Frau v. Girardin einst den bekannten Buffonschen Satz in veränderter Bedeutung auf G. Sand angewendet. Le style, c'est l'homme: Der Stil ist der — Mann. 1878.

*

Wie sehr auch Frauen dieser Zeit immer und überall von der Geselligkeit abhängig sind, wie zudringlich ihnen auch die Rücksichten auf den Salon bis ins trauliche Familienstübchen und bis in den Winkel oder die Nische folgen, wo sie sich ihren einsamen Träumereien überlassen, — manchmal geraten sie doch in eine Situation, in der sie das Weib sind, wie es die Natur geschaffen, nicht wie es die Welt dressiert hat. Werden sie in solchen Momenten beobachtet, dann ist der Zauber, den sie üben, so groß wie nur der irgend eines anderen herrlichen Schauspiels der Natur, und jedenfalls unvergleichlich größer als die Anziehungskraft, die sie in den herkömmlichen Situationen des Salons haben.

1864.

*

Der wahre Beruf der Frau und ihre sittliche Schönheit ist das Opfer. Der Mann macht schon den höchsten Eindruck, den er hervorzubringen vermag, den der Tapferkeit, wenn er nur tüchtig für sich selbst zu sorgen versteht. Die Frau entlehnt den moralischen Eindruck, den sie hervorbringen kann, ausschließlich von einer Beziehung zu andern. 1876.

*

Das wahre Geistreiche einer Frau besteht darin, gescheidt zu handeln. Das Verhältnis einer Frau zum Geiste kann nicht durch Witz und Worte, nur durch das unmittelbare Leben bestimmt werden.

*

Wie beklagenswert sind die Frauen! Ich zweifle gar nicht, daß ihr Geist emanzipationsfähig ist, daß ihnen kein Wissen völlig unzugänglich, daß sie in der höchsten Himmelshöhe und im tiefsten Erdengrund, in der Astronomie und im Bergbau sich zu Hause fühlen könnten. Was ich aber gewiß weiß, das ist, daß ihnen die Weinstube unzugänglich ist und daß sie nach ihrer ganzen Natur niemals in ihr heimisch werden könnten.

1864.

*

Einem vielerfahrenen Manne bleibt zuletzt die aufmerksame Betrachtung der Frauennatur der einzige lebenswerte Inhalt der Welt. Hat ein Mann seinen Geist weder in bloß materialistischem Trachten erstickt, noch mit irgend einer Wissenschaft so töricht verkuppelt, daß er von ihr immer wieder die Lösung seiner schmerzlichsten Frage erwartet; hat er der Erde Trug oder, wie der Hindu sagt, den Schleier der Maja durchschaut, so bleibt ihm über den Unverstand des Lebens kein Zweifel. Soll dieser Unverstand den Mann nicht erdrücken, so muß er sich den Sinn erschließen für die holdselige Schönheit des Unlogischen, des Unverstandes in Gestalt — der Frau.

Sehr borniert wäre, wer mich anklagte, daß ich durch die Identifizierung der Frau mit dem Unverstand dem Geschlecht, das ich über alles feiere, ein ungalantes, ein grobes Wort sagte. Der Einsichtige hat längst erkannt, daß der ganze Reiz und Wert des Lebens in demjenigen besteht, was die beständige Kausalkette, den ehernen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, der den ganzen Inhalt des Verstandes ausmacht, zu sprengen scheint. Entzücken kann nur das Unverständige, das Unbegreifliche. Daß die Frauen nicht zu ergründen sind, darüber ist man längst einig. In der schönen Frau

nimmt die Holdseligkeit des Unverstandes oder vielmehr des Unverstandenen, des Rätsels, des Wunders sinnliche Gestalt an. 1870—80.

*

Jede Liebe ist eine erste Liebe, denn in dieser Art hat man Liebe noch nicht empfunden. Es ist nur die Armut der Sprache für das Unaussprechliche, was so unendlich verschiedene Gefühle, die sich niemals gleichen, mit demselben Worte tauft. 1850—60.

*

Wenn Chamfort behauptete, daß die Liebe der einzige Gegenstand wäre, von welchem sich nichts Dummes sagen läßt, sollte Italien nicht der einzige Gegenstand sein, über welchen sich nichts Langweiliges schreiben läßt. Es wird uns wenigstens keiner jemals langweilig vorkommen, welcher uns eine Beschreibung unserer Geliebten gibt. Die Liebe zu Italien ist aber die einzige „ewige Liebe“ in dieser Welt; sie verliert im Herzen des Geistes nichts von ihrem Feuer, mag es auch seine früheste Jugend gewesen sein, die ihn mit dem unvergleichlichen Stück Erde in Berührung brachte.
1860—70.

*

Die Ehe ist ein Bund für das Leben und nicht bloß während des Lebens. Das Leben löst aber den Bund für kurze Momente auf, es zwingt zu ledigen Stimmungen und Handlungen, es legt auch dem treuesten Gatten und zuweilen sogar der treuesten Gattin Pflichten auf, deren Erfüllung die Mitwirkung und selbst die Anwesenheit der anderen Ehehälfte ganz ausschließt. Das bildet die erste Entzauberung, den Anfang

des Untergangs jener imaginären „Ewigkeit", welche die Verlobten so sicher gleich hinter dem Traualtar anzutreffen glauben. 1864.

*

Nicht die Gleichheit der höchsten Ideen oder der tiefsten Ueberzeugungen oder der Bildung, nur die Gleichheit des Lebensgeschmackes gründet die gute Ehe; man rettet sich nicht alle Tage das Leben, aber man muß alle Tage mit einander leben. 1879.

*

Eine Eifersucht, die nicht zugleich Ursache hat, über Untreue und Verrat zu klagen, gelangt zu Momenten, in denen sie sich den Wünschen des geliebten Gegenstandes völlig unterordnet und ihnen dient, wie entgegengesetzt sie auch den eigenen Wünschen sind.

1864.

# Charakter und Schicksal.

Nicht was einem Menschen geschieht, was er von Natur aus ist, sein Charakter ist sein Schicksal, und kommt dazu, daß die Verhältnisse, welche die Eindrücke seiner Jugend und den Gang seiner Erziehung bestimmt haben, eine besondere Seite, einen eigentümlichen Gang des Charakters begünstigten, so ist der Mensch und mit ihm sein Schicksal so ziemlich fertig, im wesentlichen vorgebildet. 1876.

*

Große Schicksale sind nicht immer zugleich große Ereignisse. Wohl müssen oft die rauhesten Stürme des Lebens an einem Charakter meißeln und was von Neigungen und Leidenschaften d'ran und d'rum hängt, in Stücke schlagen, eh' er sich in seiner angeborenen Eigentümlichkeit rein, frei und groß erhebt, — noch öfter aber reicht dazu eine Geringfügigkeit hin, die an tausend anderen spurlos vorübergeht. Aus dem Inhalt einer Sekunde, aus der gewöhnlichen Geschichte eines Werkeltages kann der umgestaltende Arm des Schicksals herausgreifen, von keinem bemerkt und geahnt in eine menschliche Seele fassen, und im Moment sinkt von ihr ab, womit Erziehung und Gewohnheit, Herkommen und gedankenlos angenommene Begriffe sie erstickend umhüllt hatten und — mag der Leib, der sie trägt, auch viele Jahre alt sein — sie ist doch in solchem Augenblicke erst zur Welt gekommen. 1850—60.

*

Die Einsicht entsagt, nur die Leidenschaft handelt. Diese blinde, uneinsichtige Kraft ist es allein, deren sich das blinde unaufhaltsame Schicksal auf seinem ehernen Gang zum Weiterkommen bedienen kann. Wie das Gute seinen Lohn, so hat die Weisheit ihren Nutzen einzig und allein in sich selbst und darüber hinaus keinen mehr. 1874.

*

Es erregt ein beklemmendes, ein unheimliches Gefühl, wenn wir wissen, daß ein gewichtiges Schicksal gleichsam vor der Türe steht und noch mit sich selbst nicht einig scheint, in welchem Gewande es eintreten soll. Ruhig fließen die Tage in gewohntem Gleise dahin und doch sieht der ahnende Geist eine dunkle Wetterwolke über ihnen schweben, ohne zu wissen, wann, unter welchen Umständen, mit welcher mehr oder minder zerschmetternden Gewalt der Blitz endlich niederfahren wird. 1848.

*

Wir sind Spielkarten in der Hand des Schicksals und wissen vom Sinn und Zweck unseres Lebens gerade so viel, als die Whistkarte vom Whistspiel versteht. 1892.

*

Der Charakter ist unveränderlich. Eine Eiche kann unter keinen Umständen in eine Tanne verwandelt werden. Nur die Motive des Handelns können verändert, können heller und weiser werden und die aufgeklärte Intelligenz kann demselben Charakter einen bessern Weg zeigen, um sich zur Geltung zu bringen.

*

Die Lieblinge der Götter sind zugleich die Stiefkinder des Schicksals. Während das Christentum,

hierin seinem jüdischen Ursprung getreu, Gott und Vorsehung untrennbar verschmolzen, haben die Griechen mit tieferem Verständnis des Lebensganges dem Fatum seine besondere Herrschaft neben dem Olymp eingeräumt und selbst die Göttermacht der Schicksalsmacht unterworfen. Zwischen beiden Gewalten herrscht Zwiespalt, ja Feindschaft bis zum heutigen Tage. Man braucht nur von den Göttern mit dem Besten beschenkt zu werden, was sie gewähren können, mit Geist, Witz, Tiefsinn, einer künstlerischen Seele, um vom Schicksal im Schlamme des Elends, sei es Armut oder Krankheit oder beides, umhergewälzt zu werden, jener Schmach gar nicht zu gedenken, die, nach den ewigen Worten Hamlets, „Unwert schweigendem Verdienst erweist". Die Lieblinge der Götter führen ein Hundeleben, die Lieblinge des Schicksals sind hündische Naturen. Es geht keinem schlechter auf Erden als den Besten und diese könnten es kaum vor ihrer Vernunft rechtfertigen, dem Leben das Zugeständnis des Lebens zu machen, hätten die grundgütigen Götter in ihrer unsterblichen Huld nicht gerade den Besten ganz heimlich, ganz verstohlen, hinter dem Rücken des boshaften Schicksals eine Fähigkeit in die Seele gelegt, welche neben den etwa sieben guten Dingen, die sich jeder selbst zusammen zählen mag, das achte Gute ist, das sie an Wert alle übertrifft: die Fähigkeit, ihrer nicht zu bedürfen. Denn die Besten sagen sich: was ist das Glück? Die Bösen finden es nicht und die Guten brauchen es nicht. 1870—80.

# Geist, Verstand, Genie.

Wie viel Geist ist im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts konsumiert worden und zum Teile spurlos verhallt! Denn von den Büchern, in denen er etwa aufbewahrt liegt, werden so viele nicht mehr oder nicht genugsam gelesen und gewürdigt. Betrachtet man die Unachtsamkeit, mit der die Mehrzahl selbst der Gebildeten im wilden Lebensdrange an den Hervorbringungen der edelsten Geister blind vorüberstürmt, so kommt man auf den die Eitelkeit des Schaffenden sehr niederdrückenden Gedanken, daß die Weltentwicklung zu ihrem Fortkommen des einzelnen Menschengeistes in äußerst geringem Maße bedarf und daß davon unendlich mehr produziert wird, als sie nötig hat. 1878.

*

Die guten Seelen, die sich mit den Gemeinplätzen trösten: „Das wahre Talent geht niemals zugrunde" oder „Das Vortreffliche dringt immer durch" usw. Man könnte zur Widerlegung solcher Phrasen einfach die Frage stellen: Sind Talente zugrunde gegangen, woher wollt ihr wissen, daß es nicht der Fall gewesen wäre, da ja das Kriterium ihres Unterganges eben darin besteht, daß man nichts von ihnen weiß? 1875.

*

Nur die theoretische Anstrengung zu bestimmtem Zweck studiert ihr Gesicht vor dem Spiegel, die wirklich produktive Kraft weiß nicht, wie sie aussieht. 1873.

*

Der Geist führt unter allen Umständen Erlösungskraft in seinen Flügeln, wie düster sie auch rauschen mögen. 1870—80.

*

Der Geist ist ein Artikel, wie seines Gleichen nicht mehr in der Welt vorkömmt: ein einziger produziert davon mehr als Millionen konsumieren können.

1870—80.

*

Es gibt eine Wahrheit, die zu wenig erkannt wird, weil man in ihr fälschlich eine Herabsetzung des inkommensurablen Genius erblickt: die Hälfte eines jeden genialen Werkes hat der Fleiß gemacht.

1879.

*

Das Genie hat es leichter als der Fleiß; Unsterbliches springt fertig aus der Stirne des Gottes hervor, Vergängliches wird mit Schmerzen geboren.

1860—70.

*

Nicht die Geburt, sondern die Erziehung des Gedankens bestimmt seine Originalität. Er kann deshalb sogar, wenn auch aus modernen Anregungen entstanden, zu einem entgegengesetzten Ergebnisse sich entwickeln. 1876.

*

Auch im Gebiet des Intellektuellen beruhen Erscheinungen von großer Ausbreitung auf unabwendbaren Gesetzen und lassen sich so wenig niedermoralisieren als Seuchen und Ungewitter. Es handelt sich darum, die Ursache zu erkennen und eine allgemeine Erkenntnis derselben kann den Zustand, die Wirkung ver-

ändern, ein Vorteil, welchen das Bereich des Geistigen vor dem des Physischen voraus hat. 1879.

*

Der gesunde Menschenverstand ist ein schrecklich nüchterner Puritaner, der weder Leidenschaft noch Schwärmerei aufkommen läßt, weder mit der Liebe noch mit der Kunst sich verträgt, obgleich ihn beide brauchen, um zu einem Erfolg zu gelangen, und der überhaupt jeden Lebensgenuß streng verbietet. Wenn man zweimal zwei Gulden hat, so kann man damit die Zeche, die fünf Gulden macht, nicht bezahlen, sagt der gesunde Menschenverstand, und das ist ein sehr trauriges und abgeschmacktes Raisonnement. Ueber Nacht wird sich der fünfte Gulden einfinden, sagt die Torheit, und in lustigem Glanz leuchtet das armselige Leben.

1886.

*

Der wahre Verstand betätigt sich weniger in der Kunst, reich zu werden, als in der Kunst, reich zu sein. Schon ein irgend bedeutender Wohlstand erfordert, um nach allen Seiten zum Genuß der Eigentümer selbst fruchtbar zu sein und mit der ihm entsprechenden Würde getragen zu werden, eine andere geistige Beschaffenheit, als sie den meisten reichen Leuten innewohnt.

Dem Gelde gebührt jeglicher Respekt, so lange es als Mittel betrachtet wird. Als solches macht es frei und gibt erst Luft und Licht zur Entfaltung jeder köstlichen menschlichen Eigenschaft. Allein so respektabel das Geld als Mittel ist, so furchtbar und entsetzlich trocknet es alles Menschliche in denjenigen aus, denen es nicht mehr Mittel zu irgend einem Zweck, sondern an und für sich Zweck, alleiniger Selbstzweck ist. 1870—80.

*

Im Leben ist das Hinausgehen über den gesunden Menschenverstand der Humor der Dinge, in der Poesie ist es der Reiz des Märchens. Was ist dieser vielgepriesene Verstand? Das Rasseln der Kette, an welche die ganze Welt und wir mit ihr gefesselt sind: die Kausalität. Wer aus einer gegebenen Ursache rasch und richtig alle dadurch möglich gewordenen Wirkungen herausfolgert, wer von einer gegebenen Wirkung rasch und richtig auf die Ursache zurückschließt, aus der sie allein entsprungen sein kann, der hat großen Verstand, der hat eine vollkommen fungierende Kausalität. Was hat er damit? Nichts Erfreuliches; nur das Notwendige der Naturdinge in seinem Kopfe, nicht ihre Schönheit in seinem Herzen. Allerdings kann er mit jener Einsicht das Nötige in übergroßem Maße gewinnen, zum Beispiel Geld; soll ihm aber der Gewinn auch Genuß werden, so muß er schon neben der Kausalität Eigenschaften besitzen, die sich eben nicht immer vom nüchternen, gesunden Verstande leiten lassen. Nur das Unverständige macht den Reiz der Welt aus, weil es über die Welt hinausgeht, sei es in Form des religiösen Wunders, oder der kindlichen Naivität, oder des poetischen Märchens, oder endlich der Komik in den unmittelbaren Tatsachen.

1886.

*

Außerordentliche Gaben, wunderbare Eigenschaften beim gemeinen Mann sind noch einfacher zu erklären, durch ein Wunder, dessen wirkliches Vorhandensein in der Welt niemand leugnen wird und das sich doch noch weniger als alles andere, wobei uns der Verstand stille stehen bleibt, deuten, demonstrieren, analysieren läßt, — ich meine durch das Genie. Das Genie, das nach den Ansichten unserer Spießbürger eigentlich nur den Kindern gebildeter Eltern zukömmt, und oft genug zugeschrieben wird, wenn es gar nicht vorhanden, ist

doch plebejisch gesinnt und kömmt am häufigsten mit dem gemeinen Manne zur Welt. Nicht immer aber wird es entdeckt, nicht immer kündigt es sich durch eine unbesiegbare Neigung für dieses oder jenes Studium, für diesen oder jenen Kunstzweig an. Nicht in eine Wissenschaft geleitet, nicht bearbeitet von einer Methode, nicht eingereiht in eine Schule, wird ihm nicht zum Bewußtsein seiner selbst verholfen, es bleibt ganz, was das Genie seinem Grundwesen nach ist, Instinkt. Da das Genie aber nach Tätigkeit sucht, so bildet es, wenn ihm keine edlere gegönnt, das Instinktmäßige an sich bis zur Virtuosität aus, und erreicht damit, auf Dinge angewandt, die in der gebildeten Welt selten einer genialen Auffassung unterworfen werden, jene Resultate, die uns so sehr in Erstaunen setzen. 1848.

*

Die Phantasie ist hellsehend. Wie die Somnambule einen verschlossenen Brief, durchschaut sie den ganzen Inhalt eines Gegenstandes, der sie zu berühren, anzuregen imstande ist und kann seinen Wert und zuweilen sogar sein Geschick mit unbegreiflicher Divinationskraft erraten. Man hat Unrecht, die häufig in Romanen vorkommende Phrase: „Sie sahen sich — sie liebten sich" als unwahr oder überschwenglich zu verspotten. Wer die entscheidende Macht leugnet, welche eine flüchtige Begegnung von vier Augen üben kann, der leugnet damit nur die Macht seiner eigenen Phantasie.

1856.

*

Die Träger des Hohen und Vollendeten, die Genies, wachsen sparsam in langen Zwischenräumen auf, und kaum bringt ein und dasselbe Jahrhundert mehrere hervor. Nun scheint es zwar ein unbedenklicher Rat zu sein, mit dem, was in der Qualität viel, wenn auch

in der Quantität wenig ist, so lange hauszuhalten, bis wieder ein Genie ersteht, und die kleine Zwischenproduktion, die epigonenhafte Fortpflanzung, die nur Vorhandenes vervielfältigen, aber nicht eine neue Gattung hervorbringen kann, gar nicht zu beachten. Schade nur, daß darüber die Möglichkeit des Entstehens für das Genie selbst verloren ginge, daß bei dieser geistigen Kasteiung die Nation nach und nach die Organe verlieren würde, welche sie befähigen, die edelsten Früchte zu schmecken und zu würdigen.

Nur die kleinen Produktionen, nur die untergeordneten Talente erhalten in den großen Pausen zwischen einem Genie und dem anderen den Anteil der Nation an der Kunst rege und lebendig. Sie sind die Insekten, welche, den Samen aus dem Wundergewächse holend, ihn hundert- und tausendfach verstreuen und dadurch im Boden der Nation die Fähigkeit täglich erneuern, wieder einmal ein Wundergewächs zu tragen.

# Gegenwart, Zeit, Weltgeschichte.

Unsere Zeit fühlt ihre Zweifel, Schmerzen und Kämpfe tiefer und brennender als jede frühere, weil die alten Tröstungen, die naiven Hausmittelchen, Trug und Fabel mancherlei Art, womit man einst kindliche Nerven beschwichtigte, bei ihr nicht mehr recht verfangen wollen. Wohltätiges durch theatralische Mittel kann ihr nur erwiesen werden, wenn sie so große Interessen, wie sie in ihr selbst zur Entscheidung treiben, in der dramatischen Handlung wiederfindet. 1860—70.

*

Die Zweifel und die Schmerzen, von denen unsere Zeit durchwühlt wird, sind in unzählig Vielen mächtig, die ernsten Bemühungen um die höchste Wahrheit in verschwindend Wenigen. Den Vielen ist, auf ihre Zweifelsfragen eine Scheinantwort, für ihre Schmerzen einen Scheintrost zu bekommen, schon eine Wohltat.

1870—80.

*

Die Gegenwart unterscheidet sich von frühern Epochen im allgemeinen dadurch, daß sie ihre Tendenzen und Bestrebungen, den ihr eigentümlichen Geist nicht mehr bloß in einzelnen Kasten und Ständen, wie noch im 18. Jahrhundert, nicht mehr bloß in einzelnen geschichtlichen Begebenheiten zum Vorschein bringt, sondern ihn wie belebendes Blut durch alle Zweige, Teile und Pünktchen des Staatsorganismus jagt, so daß jede scheinbar noch so isolierte oder bedeutungslose Tätigkeit davon bewegt wird und bewußt oder unbewußt an der Ge-

staltung der Zukunft mitarbeitet. Kein Geschäft und kein Beruf steht mehr außer der Zeit, alle geben sich die Hände zu ein und demselben Werk, nur daß die Arbeitenden selbst noch nicht wissen, in welcher Form sie es der Geschichte überliefern werden, welche Bedeutung diese Zeit in ihr einnehmen wird. Es ist aber derselbe Inhalt, welchen das Wort des Gelehrten und der Pfiff der Lokomotive verkündet, welcher in der Retorte des Laboratoriums kocht und im Hammerschlag des Arbeiters dröhnt: Verallgemeinerung der Bildung und Nutzbarmachung der Naturkräfte für möglichst Viele. 1854.

*

War und ist nicht jede Gegenwart seit Weltanfang unleidlich praktisch? Mit tausend Forderungen und Bedürfnissen legt sie sich brutal auf die nach Lebensfreiheit ringende Seele. Die Gegenwart ist der prosaische Leib der Zeit. Vergangenheit und Zukunft sind ihre idealen Schwingen. Der rechte Dichter benützt diese Schwingen, um sich zu holen, was auf den Beinen der Gegenwart nicht zu erreichen ist. 1862.

*

Es bleibt ein armseliges Geschäft, das sich höchstens an der Börse, nicht aber in der Poesie auf die Länge rentieren mag, auf Zeitideen zu spekulieren, denn wenn sie fallen, wenn die Zeit diese Ideen sinken läßt und der Dichter nicht in sich selbst nach nährenden Schätzen gegraben, nicht ein unverwüstliches Kapital an Ideen und Strebungen besitzt, die nicht unmittelbar mit der Zeit, sondern nur mit den Entwicklungen seiner Individualität innig verwachsen, so wird er zum entblößten Bettler, der keinen armen Kupferpfennig von Gedanken mehr auszugeben hat. 1874.

*

Die Schicksale der Menschheit vollziehen sich nach Naturgesetzen, die Weltgeschichte ist Naturgeschichte. Vor dem Interesse an den Gesetzen, nach welchen sich die Entwickelung der Menschheit vollzogen hat und vollzieht, erbleichen zum größten Teile die Reize und die große Bedeutung, welche man den einzelnen Geschehnissen als solchen, den großen Haupt- und Staatsaktionen, den Kriegen in ihren nächsten und zufälligen Ursachen und Wirkungen und überhaupt dem bloß scheinbaren Entstehen historischer Ereignisse beilegte. Dem Anschein nach reichen Familienzwiste der Könige, Leidenschaften und Schwächen einzelner Helden, sogar sehr zufällige und kleinliche Umstände hin, den Kampf der Völker zu entzünden, ja neue geschichtliche Epochen herbeizuführen. Der Irrtum dieser Weisheit ist nur, daß sie den zufälligen, einzelnen, kleinen Tropfen, welcher das volle Glas überlaufen macht, für den vollen Inhalt des Glases selbst hält oder sich einbildet, der Funke, welcher das Pulverfaß entzündet, hätte das Pulver oder die Ansammlung desselben hervorgebracht.

1876.

*

## Parabel.

Ein Drache spie sein Gift ins Land,
Bis einst ein starker Held sich fand;
Der schlug das Tier gewaltig nieder.
Doch welch' ein andrer böser Hauch!
„Weh, rief das Volk, der Held ist wieder
Ein Drache, und ein gift'ger auch!"

Nicht Fabel ist was ich bericht',
Fürwahr, es ist die Weltgeschicht':
Nur eine neue Glaubensfratze
Hat über eine alte Macht,
Bald stinkt sie auf demselben Platze,
Nur anders als man je gedacht.

# Soziales Leben.

Die Wissenschaft hat es als eine unerläßliche Aufgabe erkannt, alles erdenkliche Material zur Lösung der sozialen Frage herbeizuschaffen, weil in ihr eine von der Staatweisheit nicht abzulehnende gebieterische Forderung enthalten ist. Allein der Ernst der Wissenschaft kann sich zu gedeihlichem Werke niemals mit der Leidenschaft verbinden, und wollte man die aus verzweifelter Lebensstimmung, aus Haß, Neid und Grimm sich zum Sozialismus bekennenden Elemente aller Gesellschaftsschichten absondern, so würde sich ein fünfter Stand bilden, welcher mit der Wahrheit und Berechtigung des vierten Standes nichts zu tun hat. 1880—90.

*

Wer sich nicht längst daran gewöhnt hätte, auch die Erscheinungen des sozialen Lebens als Naturleben aufzufassen und dieselbe zurückschreckende Garstigkeit in ihnen zu erkennen, wie sie sich als dunstaushauchender Sumpf und ekelhaftes Insektengelb den Sinnen aufdrängt, den müßte es mit Betrübnis erfüllen, die eigentlich erhebenden, die innern Frühlingswonnen an den jungen Menschen beiderlei Geschlechtes, die man die goldene Jugend nennt, ungenossen, unverstanden vorüberblühen zu sehen. Keine jener Stunden voll Duft und Glanz und unsäglicher Lust, als ob alles, was mit der Erdenschöpfung nicht zu stande kommen konnte, sich herandrängte, um einmal Wirklichkeit und Leben zu werden, keine jener Stunden geheimnisvoll süßen Webens und Waltens der Natur führt unsere goldene Jugend

zu einem Gedanken, einer Ahnung, daß mit Turf und Korso und höchstens noch dem Beschleichen des Auerhahns nicht alle Fragen beantwortet wären, die der Frühling an das Menschenherz richtet. In diesen jungen Leuten liegt in idealer Gestalt, was ihnen in realer Gestalt Sünde und Lächerlichkeit zugleich ist: ein totes Kapital. Sie wissen nicht, was sie mit sich anfangen, wie sie sich verwerten sollen. 1876.

*

Verfolgt man das Leiden der Welt, um seiner Quelle nachzuforschen, bis in die immer feineren, immer geistigeren Aederchen, in die es eindringt, so bleibt man endlich ratlos und traurig vor der ungeheuren Kluft stehen zwischen den Dingen dieser Welt, welche weit mehr die Produkte als die Gegenstände unseres Erkenntnisvermögens, uns zu bloßen Erscheinungen werden, die schon durch ihre fortwährende Vergänglichkeit ihre Unwahrheit dartun, und daß sie nicht das Wesen der Welt sind, und zwischen etwas Ersehntem, mit Leidenschaft Gesuchtem, Unendlichem und Unnennbarem, das eben absolut nicht zur Erscheinung kommen will, weder materialistisch, noch metaphysisch, weder in der Erfahrung, noch im Denken. Das ist die Lücke des Weltenbaues, das bodenlose Faß, in welches sein Wasser zu gießen, der Optimismus nicht müde wird, immer im Glauben, es endlich dennoch zu füllen.

*

Eine Geschichte des menschlichen Elends würde nachweisen, daß es der Gesellschaft niemals an Bereitwilligkeit und selten an den Mitteln fehlte, um zu helfen, immer aber infolge der sozialen Spaltungen und Trennungen, welche den einzelnen in ein bloßes Gattungsgeschöpf seines Standes zu verwandeln scheinen, an dem Interesse für das Reinmenschliche, für den Men-

schen selbst, der sich in jedem besonderen Verhältnis anders darstellt und dem oft mehr durch den Druck der Hand als durch die Gabe der Hand geholfen wäre.

1874.

*

Die Physiologie, Psychologie und Anthropologie der gesellschaftlichen Vergnügungen ist noch nicht geschrieben worden! Man hat höchstens ihre Geschichte behandelt und ihnen somit die nationalen Verschiedenheiten in Sitte und Kultur zur Basis gegeben. Allein damit hat man nur ihre mannigfaltigen Formen ergründet, das Entstehen derselben erklärt. Das Wesen der geselligen Lust, was sie erst zu einer solchen macht, unabhängig von den Mitteln, durch welche sie sich zum Ausdruck verhilft, das liegt tiefer, in einer allgemeinen menschlichen Disposition. Auf das heidnische panem et circenses! was nicht bloß eine Politik der Herrscher, sondern auch eine Lebensansicht der Völker war, folgte das christliche ora et labora! und dies übersetzt wieder der hastige Lebenseifer der modernsten Zeit stillschweigend, weil er nicht die Kühnheit hat, es in eine bestimmte Formel zu fassen, aber mit um so gewissenhafterer Betätigung in: arbeite und unterhalte dich! 1864.

# Allerlei Lebensweisheit.

## L e b e n s w e i s h e i t.

Durch's Menschenleben zieht ein Trennungsweh,
Es klagt nicht bloß, daß alles früh vergeh';
Das Herz will stets für fernes Glück entbrennen,
Der Geist erfährt stets Mangel an Erkennen.

Die Weisheit gibt dies Doppelsehnen auf
Und nimmt für Reisefahrt den Lebenslauf,
Zufrieden mit vorüber flieh'nden Gaben. —
Wer nichts begehrt, scheint alles schon zu haben.

*

Gott selbst war erst, als er sich die Welt erschaffen hatte, und das armselige Menschlein l e b t nicht früher als bis es sich in der Liebe und Erkenntnis eines Zweiten Tat und Anschauung geworden ist. 1852.

*

Die E r k e n n t n i s d e s S c h m e r z e s als des allgemeinsten und unumstößlichsten Weltgesetzes schwächt das Streben nach dem Glücke ab, indem sie die Unerreichlichkeit desselben deutlich macht. Das Bitterste ist ja nicht das Entbehren der Güter, die wir anstreben, vielmehr die immer wiederkehrende Täuschung und Enttäuschung unserer Hoffnungen. Mit diesen nehmen auch die durch ihre Nichterfüllung verursachten Schmerzen ab.
1873.

*

Man kann sich auch mit dem größten Verlust zuletzt abfinden, aber doch nur, wenn das Verlorene auch ein Vergangenes ist, etwas Abgetanes, Begrabenes. Es gibt aber einen Verlust, der nicht um ein Vergangenes klagen macht, der mit jedem neuen Morgen von neuem eintritt, und deshalb nicht einmal die Wehmut des Rückblicks zuläßt. 1855.

*

Die Freiheit ist die Religion des 19. Jahrhunderts und eine Fabel wie alle.

*

Der Wirklichkeit meist sehr ferne steht die Wahrheit. Das menschliche Herz ist der Mikrokosmus des gesamten Menschentums überhaupt; jede Erscheinung des letzteren sich im eigenen Herzen zum Bewußtsein zu bringen, ist die Kunst des Dichters. Bei den andern bleibt dieser Mikrokosmus ihnen selbst unbewußt und verrät sich höchstens in der Empfänglichkeit für das dichterisch Geschaffene; sie setzen voraus, der Dichter müsse dies und jenes erlebt haben, weil es so wirklich dargestellt ist und vergessen bei diesem Urteil, daß sie es ja selbst nicht erlebt haben, obgleich es ihnen von so barer Wirklichkeit erscheint, und daß sie den Glauben an diese Wirklichkeit nur aus ihrer eigenen Natur schöpfen. 1855.

*

Streng genommen bildet jedes im eigentlichen Sinne gute Werk — unabhängig von der Tragweite seiner augenblicklichen Wirkung — einen Fortschritt in der Literatur, ein Stadium ihrer Entwicklung. Ein Werk, das diesen Fortschritt nicht ausdrückt, kann gerechterweise kein Gegenstand der literarischen Kritik sein. 1855.

*

In einem Drama Indiens wird eine Bajadere, eine käufliche Dirne, als das Ideal der Weiblichkeit verherrlicht und der Brahmine findet darin nichts Anstößiges, weil er solchen Erwerb für den naturgemäßen Beruf des Weibes hält, während der deutsche Zuschauer ein „Pfui!" über das andere ausstößt. Hingegen gerät derselbe Brahmine bei der Aufführung eines deutschen Lustspiels, in welchem eine Witwe von neuem den Liebesbewerbungen eines Mannes Gehör gibt, in die höchste moralische Entrüstung über solchen Gipfel unsittlicher Frechheit. Was ist nun das Unwandelbare, das Ewige an den Sittengesetzen? 1870—80.

*

Es gibt Gnadenfristen im Leben, Zeiten, die fast in unbegreiflicher Art so viele Wonnen und Lustgefühle des Daseins in sich sammeln, als müßte das Unglück, das unmittelbar darauf seinen Schritt vernehmen läßt, Blüten genug vorfinden, die es zertreten kann.

1850—60.

*

Das Gemüt knüpft seine liebste Regung, die Hoffnung, an Dinge, die noch nicht in Raum und Zeit sind, an die Zukunft; sowie es andererseits das Glück nur zu würdigen pflegt, wenn es nicht mehr in Raum und Zeit ist, wenn es der Vergangenheit angehört. Wir sind weitsichtig für das Glück und kurzsichtig für das Unglück, wir erkennen jenes erst aus weiter Ferne und dieses, wenn es unmittelbar vor uns steht.

1874.

*

Alte Wahrheiten, die nicht befolgt wurden, haben das Gute, daß sie, wiederholt, wie neue Wahrheiten erscheinen. 1876.

*

Der Weiseste, wenn er durch angeborene Ruhe sein Leben lang im Gleichgewichte blieb, erscheint blöde den Lehren gegenüber, welche das Unglück in den Einfältigsten zurückläßt. 1878.

*

Die Bewegtheit des Lebens läßt dem Antlitz oft eine größere Reife zurück als die Länge der Zeit. 1863.

*

Das Leben, als eine Summe vieler Jahre so rasch übersehen und beim Rückblick darauf ein so kurzes, flüchtiges Phänomen, setzt sich gelebt, sehr langsam und mühselig aus schwer durchzuempfindenden Augenblicken zusammen, deren ungeheure Mehrzahl als Kummer, Pein und Sorge niederdrückt, deren verschwindend kleine Minorität eine Erhebung zu den Sternen der Wissenschaft, der Kunst und des eigenen Empfindens ist.

*

Erzählungen sind ein unabweisliches Lebensbedürfnis der primitivsten wie der kultiviertesten Völker, der kindlichst unwissenden wie der höchstgebildeten Einzelnen. Geht der Orientale diesem Bedürnifs nach, indem er im Kaffeehause dem Märchenerzähler, das Volk in Italien, indem es auf den öffentlichen Plätzen dem Improvisator lauscht, so verrät der großstädtisch Erzogene dies gleiche Bedürfnis durch die gewohnheitsmäßige Frage: „Was gibt's neues?" 1878.

*

Neues! Was gibt's Neues! ist der tägliche Ruf des Hungers nach Aufregungen, interessanten Erlebnissen und nie geschehenen Dingen. Freunde und Bekannte, Bücher und Zeitungen haben nur so viel Wert für Viele

als in den Neuigkeiten steckt, die sie aus ihnen schöpfen wollen. Nichts ist bekannter als der Satz des alten Weisen, daß es „nichts Neues mehr unter der Sonne" gibt, und nichts wird doch mehr vergessen, wenn wir Forderungen an die Menschen und an das Leben stellen.

*

Ich gehe allein über die Felder hin spazieren. Schon ist die Ernte eingeheimst, müssige Feldblumen sind müssigen Leuten zum Pflücken überlassen worden, eine Ernte für das Auge und den Geruch, eine poetische Ernte, die nicht sättigt, wie dies das Schicksal aller Poesie auf Erden ist. Das Brot aber ist fortgewandelt von den Feldern, wo es noch in fröhlichen Halmen mit den andern Pflanzen ein harmloses Dasein zu führen schien, um nun auf den Märkten der Städte und auf den Märkten des Lebens überhaupt seinen ernsten Weg zu gehen und den Schweiß, den es zu erzeugen gekostet, mit dem Schweiße zu vergelten, den es zu genießen kosten wird. Welche Trauerspiele folgen ihm auf seinem Wege! Die atemlose Arbeit keucht ihm nach, die Hand des Verbrechers sucht es aus versteckten Winkeln bequem zu erhaschen; der menschliche Erfindungsgeist sinnt auf Siebenmeilenstiefeln, um es zu erreichen, die Philosophie der Zeit müht sich, die engen Wege seines Wandelns zu erweitern. Von seinem gebieterischen Tritt läßt sich manche edle Kraft zermalmen, die der Menschheit angehörte und selbst die Kunst steigt von ihren entgegengesetzten Höhen nieder und geht bald verschämten, bald unverschämten Angesichts — nach Brot. Ein Vorwurf für einen philosophischen Maler wäre der Gang der Kornähre über die Erde.

Ende der 1840er Jahre.

*

Ich habe das Talent zum Müssiggang von jeher für eines der seltensten und kostbarsten gehalten. Die Menschen sind im Durchschnitt gebor'ne Ackergäule, und wenn sie nichts zu tun haben, in erklärlicher Verzweiflung, weil sie dadurch zu — sich selbst kommen. Meine Devise war immer: Es ist die Kunst des Künstlers, nicht müßig müßig zu gehen. 1885.

*

Wer einen Brief schrieb, verlangt zunächst zu erfahren, ob derselbe — richtig empfangen wurde. Für diese Richtigkeit des Empfanges ist nicht bloß die Post verantwortlich, sondern auch eine höhere Bestimmung. Der Brief, ein Kind des Augenblicks und der Stimmung, wirft sich einer unberechenbaren Stimmung, und einem zukünftigen, vom Geschick abhängigen Augenblick als seinen Adoptiveltern in die Arme und ist nur, wenn Stimmung und Augenblick entsprechend waren, richtig empfangen worden. 1870.

*

Es gibt keine Liebe auf Erden, welche so große Süßigkeiten hätte, wie die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, sie ist das einzige Gefühl für Menschen, das an Reinheit des Zaubers dem für die Natur gleichkömmt, wie es entweder in der schönen Landschaft selbst entsteht, oder in der Sehnsucht nach idyllischem Frieden liegt. 1870.

*

Die höchste Ausbeute des Naturgenusses ist: Das angenehme Gefühl, die Freude, auf der Welt zu sein, mag sie selbst einem auch gar keine Freude machen. 1852.

*

Jede große Idee erzeugt von dem Augenblicke an, wo sie Geschichte wird, ihre Pfaffen, welche nicht an

ihrer weltgeschichtlichen Verwirklichung arbeiten, sondern an einer kleinlichen, die eigenen Zwecke befördernden Realisierung, bis sie an ihnen selber sich als Karrikatur verwirklicht. 1849.

*

„Man lebt nur einmal" ist, wenn man es recht bedenkt, eine bloße Redensart. Der Zeit nach lebt man freilich nur einmal, wenn man aber durch innere Vornehmheit und sanftes Festhalten an leitenden Grundsätzen, durch Geist und Güte, auf Viele wirkt, dann lebt man gleichzeitig in vielen. 1891.

*

Es gibt zum Glück ein Gewohnheitsrecht, ein Glück für diejenigen, welche außer der Gewohnheit weiter kein Recht hätten, etwas Gutes in Anspruch zu nehmen.

*

Ein Stück Unsinn wohnt heimlich in jedes Menschen Seele und lauert begierig auf eine Gelegenheit, kichernd hervorbrechen zu können. 1850—60.

*

Das Alter hat eine instinktive Neigung zum Geiz, es glaubt die Mittel, welche alles wieder zu gestatten scheinen, was durch das Schwinden der Kraft und der Intelligenz verloren geht, nicht spröde genug festhalten, niemals einen zu kärglichen Gebrauch davon machen zu können. 1864.

*

Der Ahnenstolz kann nichts weiter als der Stolz sein, sich durch die Kenntnis der eigenen Familiengeschicke mit dem Leben und Leiden der Menschheit schon seit den frühesten Epochen unmittelbar verknüpft zu

fühlen, nicht erst seit dem Tage, da man in eigener Person zum Vorschein kam. Wie lose ist die Verbindung des einzelnen mit der Menschheit! Selbst die persönliche Größe, selbst der Ruhm lassen ihn mehr über ihr als mit ihr leben, während die geschichtliche Kette der Familie ihn über Tod und Vergänglichkeit und über den Wandel der Zeiten hinaus auf das Innigste mit ihr verschlingt. 1850—60.

*

Wer eine gute Anekdote in Gesellschaft erzählte, hat erfahren, daß er damit sogleich hundert schlechte hervorruft. Dem Geistreichen glauben die Flachköpfe wieder Geist bieten zu müssen, als ob ihm daran gelegen wäre, von anderen zu hören, was er nur andere will hören lassen. Ein Zuckerbäcker ißt keine Kuchen, ein Juwelier trägt keinen Schmuck und ein geistreicher Gesellschafter genießt nicht die Unterhaltung, die er selbst zu bereiten gedenkt. 1880.

*

Man verzeiht eher ein Bonmot aus dem vorigen Jahrhundert als ein Bonmot von vorgestern, und nichts erscheint so sehr veraltet, als was noch vor kurzer Zeit modern war.

*

Briefe ersetzen oder verdecken wenigstens einen Mangel im Leben. Wer mit der Realität des letztern vollauf zufrieden sein kann, der bedarf nicht des imaginären Lebens, das sich in Briefen entfaltet, der heitern Hülle trauriger Seelenzustände.

*

Durch nichts gibt man sicherer zu erkennen, daß man das Wesen einer Sache nicht zu begreifen imstande

ist, als durch die Uebertriebenheit des Enthusiasmus, mit dem man sie behandelt. 1878.

*

Melancholische Zeiten haben ihre eigentümlichen Erinnerungen, wie revolutionäre Zeiten ihre eigentümlichen Erscheinungen. Auch in der Seele tauchen wie auf den Straßen Bassermannsche Gestalten auf, sobald der Sturm großer Ereignisse von den Wunden der Seele wie von den Trottoirs der Straße das Pflaster aufgerissen hat. 1860—70.

*

Es ist der wahre Schmerz nicht, der selbst nach dem Troste sucht und dem das Vergessen willkommen wäre. Ein Bedürfnis des wahren Schmerzes ist es, sich selbst immer gegenwärtig zu haben, es gibt keine andere Linderung für ihn, als ihn völlig auszudenken und auszufühlen.

*

Eine Zeit kann nicht verschwendet sein, in der der innere Mensch mit Naturnotwendigkeit vollbringt, was er nicht unterlassen kann.

*

Die Träume welken immer mehr ab, je näher die Zeit kömmt, in der sie erfüllt werden sollen. Das Leben ist so ziemlich ein Frühling, der nicht Sommer werden kann, ein Reich vielversprechender Knospen, die ohne Uebergang, ohne jemals Frucht und Blume gewesen zu sein, sogleich welke Blätter werden.

*

Was einem einzigen unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt wird, das ist gewiß in kurzer Zeit

allgemein verbreitet; was sich aber unter dem Siegel der Oeffentlichkeit in die Welt wagt, das hat — weil unmöglich alles gelesen werden kann, was heutzutage massenhaft geschrieben wird, — doch immer einige Hoffnung, unbekannt zu beiben.

*

Scheinbar unbegründete Melancholie ist stets das Kennzeichen der vornehmsten Naturen gewesen, ein Zeugnis für den Adel einzelner Menschen, die, wenn nicht mit philosophischem Bewußtsein, doch mit erhabenem Instinkt hinter das Gaukelspiel der Natur, hinter das Blendwerk von Lebenslust und Todesfurcht, oder, wie der Inder sagt, hinter den Schleier der Maja zu blicken vermochten. 1874.

*

Ich kenne wohl die unerquickliche Stimmung, die aus dem Welttreiben und der Misere der Kleinstädte hervorgeht. Dagegen gibt es eigentlich nur ein einziges Mittel: Jemanden recht lieb zu haben und ihn für eine Weile — selbst mit dem Bewußtsein, daß es nicht lange dauern wird — zu seiner ganzen Welt zu machen. Es muß aber jemand sein, von dem nicht Natur und Verhältnisse ohnehin vorschreiben, daß man ihn liebe, es muß ein freigewählter Jemand sein.

*

In der vielbeklagten Vergänglichkeit erkennt die Masse der Menschen instinktmäßig und ohne Bewußtsein die Identität mit der eigenen Bedeutung und Existenz und bringt darum auch in der Kunst nur dem Vergänglichen eine leidenschaftliche Sympathie entgegen, dem Unvergänglichen zwar mit erheuchelter Ehrfurcht huldigend, aber nur, um es unbelohnt zu lassen und sich

mit einem geheimen Schauder davon abzuwenden. So teilen sich für Dichter und Künstler die Wege und wer den der Unvergänglichkeit wählt, muß auf alle Reize des vergänglichen Lebens verzichten.

*

Der Mensch ist gerecht, wenn er seine Schicksale als die Konsequenzen seiner Natur, d. h. seines Charakters betrachtet, und er ist bescheiden, wenn er deshalb glaubt, das Schicksal nicht mehr anklagen zu dürfen. Nur vergißt er dabei, daß sein eigentliches bestimmendes Schicksal eben der ihm verliehene Charakter war, den er sich ja nicht selbst gegeben hat, der vielmehr aus dem ganzen Weltzusammenhang mit Naturnotwendigkeit in seiner individuellen Beschaffenheit entstanden ist. Was über den eigenen Charakter, also über das eigene Schicksal, erhebt, ist einzig und allein der Intellekt, wenn er stark genug dazu ist, d. h. wenn im Gemüt, also wieder im Charakter oder Schicksal, die Disposition vorhanden ist, dem Intellekt die Hauptherrschaft über das Leben zu übertragen.

*

Wie Karl Moor, weil ihm Unrecht geschehen war, aus dem Kreise der ehrlichen Leute heraustrat und unter die Spitzbuben ging, so hatte Varnhagen aus demselben Grunde umgekehrt den Kreis der Diplomaten verlassen und war unter die ehrlichen Leute gegangen.

1873.

*

Von Hoffnungslosigkeit darf man nur sprechen, wenn man alles von äußern Ereignissen, Verhältnissen und Schicksalswendungen und nichts von sich selbst erwartet. Im Innern des Gemütes vollziehen sich Prozesse, die sich nicht vorausberechnen lassen und deren

Entwicklung alles, was wir bisher wünschten und hofften, tief unter uns hinabzudrücken vermag, so daß wir es mit Verachtung betrachten, wie etwa der Sonnengott die Wolken, die ihn zu vernichten glauben. Der Mensch ist noch etwas anderes, als was das blöde Schicksal aus ihm zu machen glaubt.

*

Im Grunde ist nichts vergänglich, was irgend einen Genuß bereitete, und dauerte dieser auch nur einen Augenblick, so kann er doch ins Unermeßliche fortwirken. Nur was gänzlich ohne Wirkung bleibt, ist geeignet, beim Nachsinnen über den Grund und die Möglichkeit seiner Existenz ganz perplex zu machen. 1878.

*

Freunde brauchen nicht mehr mit einander zu sprechen, um an ihrer Gesellschaft gegenseitig Interesse zu finden. Sie brauchen gleichsam ihrer Gegenwart keinen Grund mehr zu geben, keinen Sinn mehr unterzulegen. Den Sinn hat sie schon im Gefühle, das sie aneinander schließt. Der sicherste Probierstein, ob wir für jemand mit echter Freundschaft erfüllt sind, ist: ob er nicht imstande, uns Langeweile zu machen. So lange wir unser Dasein noch rechtfertigen müssen, so lange wir den Entree zu einem Menschen mit der Unterhaltung bezahlen müssen, die wir ihm gewähren, hat uns seine Liebe noch keine Freikarte zu ihm gegeben. So lange ich spreche, entferne ich mich von dem Menschen, mit welchem ich spreche, andere Dinge werden mir gegenwärtig und verdrängen seine Gegenwart und die Freude daran. 1848.

*

Reisen ist eine Kunst, die immer seltener wird, je häufiger das Reisen selbst vorkömmt. Die Kunst des

Reisens ist eine Tätigkeit, die Mode des Reisens ein passives Fortbewegtwerden.

*

Vielleicht ist nur einer deutschen Natur das eigentliche Behagen am Lesen recht aufgegangen. Mit unserer tiefern Innerlichkeit sind wir in Deutschland imstande, über einem Buch einige Zeit Welt und Leben zu vergessen, nicht bloß wenn es uns wie die Romane der Franzosen und Engländer zu den brausendsten Stürmen von Welt und Leben wieder zurückführt, sondern mehr noch, wenn es uns, wie das so häufig in deutschen Dichtungen geschieht, davon abzieht und in die idealen Sphären romantischer Träumerei versetzt. Diese willige und gänzliche Hingabe an ein abgeschlossenes Reich der Poesie steht ohne Zweifel mit dem Umstand in einem begründeten Zusammenhang, daß die Literatur überhaupt einen so großen Faktor unserer Nationalgeschichte abgibt und der historische Inhalt ganzer Epochen in Deutschland ein rein literaturgeschichtlicher ist. 1850—60.

*

Man spricht viel von dem spiritualistischen Zauber der Erinnerungen, wie sie dem Schmerz über ein zugrunde gegangenes Glück noch immer einen Rest dieses Glückes selbst beimischen; allein wenn sie nicht im Wort lebendig werden können, was nur geschehen kann, falls sie ein Herz finden, das sie mit der Pietät und dem Interesse anhört, fast als ob sie seine eigenen wären, so verlieren sie das eigentlich Wohltuende von dem ihnen beigemessenen Zauber. Schweigende Einsamkeit wiederholt das Bild der Vergangenheit, aber unmittelbare Mitteilung erst wiederholt ihr Leben.

1850—60.

*

Eine verfehlte Erwartung verstimmt mehr als die langweiligste Gewöhnlichkeit, wenn man nichts Besseres erwartete. 1864.

*

Angeborene Pflichten gibt es nicht; es gibt nur übernommene Pflichten. Zwischen dem Glauben an angeborene Pflichten und dem Glauben an die unbefleckte Empfängnis Mariä oder an die Unfehlbarkeit des Papstes existiert kein geistig qualifizierbarer Unterschied. Wer aus eigener Entschließung eine Pflicht übernommen hat, der knüpft fortan sein darauf bezügliches Handeln oder Unterlassen an den Kausalnexus der Natur; und dem naturwidrigen Bruch dieser Verknüpfung, der Nichterfüllung der übernommenen Pflicht, widersetzt sich das menschliche Herz; der Bruch rächt sich durch die Qualen des eigenen Gewissens und den Abscheu der Welt. Alle diese Momente fallen hinweg im Angesicht einer vorgeschützten angeborenen Pflicht.

1870—80.

*

Es ist eine der seltsamsten Empfindungen, wenn man ein Wesen, an dem man den wärmsten Anteil nimmt, nach langen Jahren wiedersehen soll, nur noch durch eine Mauer, nur noch durch einen Augenblick von ihm getrennt ist und die Beschaffenheit seiner Verhältnisse nicht zu ahnen vermag, nicht imstande ist, zu erraten, wie man sich selbst mit seinen Wünschen und Beziehungen zu den ganz unbekannten Elementen verhalten wird, die den teuren Menschen nun umgeben mögen. 1864.

*

Jugend färbt ihren Zauber an den Dingen ab und genießt ihn dann wie der Dinge eigenen Zauber.

1850—60.

*

Eine Mode ist ein Buch, das jeder sich aneignet, das aber nur wenige zu lesen verstehen, ein Buch, das eine Fülle kulturhistorischen Inhalts in Hieroglyphen enthält, welche zwar nur Figuren, Gewänder, Gerätschaften vorzustellen scheinen, unwissenden Augen zu inhaltslosem Ergötzen, die sich aber für den Eingeweihten zu Worten tiefen Sinnes zusammensetzen. 1850—60.

*

Eine poetisch heitere Natur kann mehr als andere von einzelnen Entbehrungen unberührt bleiben, sie kann leichten Herzens viel über Bord werfen, um sich die hungrigen Wellen ferne zu halten; aber sie hält nicht Stand, wenn die Entbehrung überhaupt den Grundton des Lebens ausmacht, wenn die hungrigen Wellen in das Schiff selbst eindringen. Dann ist sie der schlechteste Schwimmer und geht am schnellsten unter. 1864.

*

Fragmentarisch sind wir alle, es kümmert uns aber nicht, denn andererseits sind wir wieder ganz vollkommen, insofern wir nichts zu sein haben, als Exemplare der Menschengattung, bestimmt, diese vorzustellen und lebendig zu erhalten. Da zählen auch unsere Mängel zu der Vollkommenheit, mit der wir jenen allgemeinen und bescheidenen Zweck erreichen: der Mensch ist eben sehr schwach und brüchig und sterblich. Erst an der hervorragenden geistigen Persönlichkeit sticht auch das Fragmentarische schmerzlich hervor, weil sie berufen zu sein scheint, eine Vollkommenheit in sich selbst darzustellen, unabhängig von einem Zwecke außer ihr.
1873.

*

Jeder gebildete Mensch hegt einen heimlichen Winkel in der Seele, bis wohin niemals der Strahl einer mo-

dernen Gaslaterne mit frecher Helle dringt, sondern wo stets nur mondbeglänzte Zaubernacht herrscht oder bei übler Laune das finstere Sturmwetter, das den Anfang verschollener Ritterromane so effektvoll macht.

1863.

*

So lange ein Mann lebt, der im Laufe der Jahre und eigentlich durch nichts als durch die Länge der Zeit eine Autorität geworden ist, wird man diese vergebens zu erschüttern, seinen Einfluß auf die bezüglichen Wirkungskreise vergebens abzuschwächen suchen. Diejenigen, die sich der Autorität zu eigenen Zwecken bedienen, die es aus Denkträgheit und Gewohnheit vermeiden, selbst zu prüfen, neue Prinzipien, eine neue Richtschnur anzunehmen, halten an dem Manne trotz aller Anfeindungen, die sie dadurch erleiden, mit einer Treue fest, von der man glauben sollte, daß sie über jede Vergänglichkeit hinausreichen müßte. Und kaum ist der Mann tot, der Bund mit ihm also durch eine Gewalt zerrissen, der sich nicht widerstehen ließ, so atmen die scheinbaren Anhänger wie befreit auf. Er ist ihnen zu nichts mehr nütze und folglich können sie nunmehr ohne Schaden seine veraltete Richtung dem öffentlichen Urteil preisgeben, das ihn längst schon einen überwundenen Standpunkt, einen Zopf, einen Philister nannte.

1864.

*

Rauchen ist ein stummes Phantasieren, das nicht Dur und nicht Moll eines Instrumentes, nicht Arabesken und verschlungener Namenszüge, wie sie eine Bleifeder auf Papier zeichnet, und nicht des lauten Wortes zu seinem Ausdruck bedarf, es ist das Atemholen der Träumerei. Die Phantasie ergeht sich ohne Gegenstand in ihrem eigenen Zauber, ein Auge, das sich selbst sieht. Wie die Wölkchen aus dem Munde strömen und rasch wieder

vergehen, denn selbst die Luft ist nur ein Durchgang für sie, wie unerschöpflich die neuen dasselbe Los suchen, ein Symbol des Lebens, ohne daß wir daran denken; denn der Gedanke wäre als Abstraktion schon eine Störung dieses ruhevollen Schwelgens. Es umspinnt uns nur dumpf und unmittelbar als Gefühl der Reiz, zu leben, der so unerforschlich ist und unzugänglich dem Verstand wie der Reiz des Rauchens, es umflutet uns fühlbar die Lust am Dasein ohne Inhalt, wie das Rauchen ohne Inhalt ist. Das ist die Mystik der Zigarre, und wem sie erst erklärt werden muß, dem kann sie nicht erklärt werden. 1850—60.

*

Wäre Kant der Menge verständlich zu machen, er würde an die Stelle Jesu Christi treten und Messias einer weit vernünftigeren und beglückenderen Religion und Ethik sein als das Christentum einschließt. Der einzelne Denker mag bereits über die Propositionen, über die gemütstiefen Voraussetzungen Kants weit hinausgehen — für die Menschheit bliebe es ein ewiger Gewinn, wenn die blutigen Schmerzen des Daseins sie zu dem widersprechenden Bewußtsein einer bloßen Erscheinungswelt kommen ließen, hinter der sich das Bleibende, das Ewige, die wahre Wirklichkeit ohne Gedanken und ohne Worte bloß instinktiv dem Gefühl ankündigt. Die Kunst ist bloß ein dürftiger, zum Teil unverständlicher Dolmetsch dieses Gefühls und bloß die Lyrik hätte die Aufgabe, das Gefühl deutlicher zum Vorschein zu bringen. 1902.

*

Im Katholizismus herrscht das Wunder vor, im Protestantismus die Natur. Die unruhvolle Opposition ist daher nicht erst durch den Protestantismus entstanden. Jener hat sich vielmehr von Anfang an dem Natürlichen schroff entgegengestellt, er hat Klöster ge-

gründet, zu dem Zwecke, durch die strengste Askese die Natur abzuschwören; er hat mit Kaisern und Königen (Guelfen und Ghibellinen) Krieg geführt, um ihnen die Weltherrschaft zu entreißen, da nur der alleinseligmachende Glaube herrschen sollte, um die Erde dem Himmel näher zu bringen. Die ganze Geschichte des Mittelalters (lange vor dem Erscheinen der Reformation) hat ja keinen andern Inhalt als die ewige unruhige Opposition des Katholizismus gegen die Welt.

Mit dieser versöhnte sich der Protestantismus. Er begünstigte die Herrschaft der Fürsten und anerkannte die Rechtmäßigkeit der Naturgesetze in der Form der bürgerlichen Gesetze, welche das Gedeihen der Welt begründen. Das weltliche Gedeihen ist ihm auch tatsächlich gelungen, er hat England befreit, Holland bereichert, die Niederlande der entsetzlichen Bigotterie Spaniens entrissen, die Disziplin des menschlichen Verkehrs durch Identifizierung weltlicher und göttlicher Rechte und dadurch auch Handel und Wandel gestärkt. — Der philosophische Tiefsinn, welcher zugleich Abkehr von der Welt ist, leugnet einen wirklichen religiösen Inhalt des Protestantismus, das Weltkind aber freut sich seiner, weil er sich bequem und materiell vorteilhaft mit dem Göttlichen abfindet, ohne durch Wunder den menschlichen Verstand zu beleidigen. 1880—90.

*

Das Hübsche, das Anmutige, das Pikante gehört dem praktischen Leben an und findet auf Erden Weg und Ziel. Die klassische, die seltene Schönheit jedoch ist eine himmlische Offenbarung, deshalb zu viel für diese Welt. 1880—90.

*

Der Zauber, der in dem Redeton, in den Worten, in der Anwesenheit eines Menschen liegt, dem wir sympathisch zugeneigt sind, zeigt sich hauptsächlich darin,

daß wir Handlungen, die wir rücksichtslos verurteilen, wenn er ferne ist, augenblicklich in einem ganz anderen Lichte sehen, wenn er wieder vor uns steht, wenn das, was er begangen hat, sich mit seiner Erscheinung, mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit unmittelbar verschmolzen zeigt. Es wird unter dem Eindruck seines Wesens alles erklärlich und verzeihlich, was in seiner Abwesenheit, abstrakt gefaßt, der Verdammnis nicht entgehen zu können schien. 1864.

*

Es ist ein sicheres Zeichen der Zusammengehörigkeit zweier Gemüter, einer tieferen Einigung, als sich durch Gleichheit der Gesinnungen und Prinzipien ausdrückt, wenn sie in außerordentlichen Lagen, ohne vorhergegangene Erörterung, sogleich ein spontanes Verständnis für einander haben, welches jeder Mißdeutung unfähig ist.

*

Unzählige Male hat man den angeblichen Erfahrungssatz wiederholt: Niemand ist ein großer Mann vor seinem Kammerdiener. Zuweilen hat man auch Jean Pauls sinnvolle Berichtigung hinzugefügt, daß dies nicht die Schuld des großen Mannes, sondern die des Kammerdieners sei. Allein es ließe sich bezweifeln, daß der Satz überhaupt völlige Wahrheit in sich schließe. Die Größe eines Mannes, die geistige Höhe, beeinflußt auch sein sittliches Handeln und sie wird denjenigen am meisten sichtbar, die berufen sind, dem Unsterblichen in den kleinen Bedürftigkeiten der Sterblichkeit zur Seite zu stehen. Mit mehr Recht könnte man vielleicht sagen: Niemand ist ein großer Mann im Kreise der Weltleute, im Salon.

1880—90.

*

Die Religion des 19. Jahrhunderts, die Humanität, zählt hohle und äußerliche Anhänger; sie führen Goethe und Schiller, Kant und Humboldt beständig auf den Lippen, ihr Herz aber hängt, wie all ihr Tun und Wollen beweist, an längst abgetanen Ueberlieferungen, teils blöden, teils grausamen Inhalts. Selbst im bürgerlichen Leben hält der Staat noch so viele Einrichtungen fest, die derselbe Staat von seinen Lehrkanzeln herab dem bürgerlichen Leben als bereits im Geist überwunden darstellt. Nichts aber kann zur endlichen Aufhebung dieses Widerspruchs beitragen, als eine unausgesetzte richtige Beleuchtung derjenigen Erscheinungen des Natur- und Gesellschaftslebens, die uns am nächsten umgeben, die uns täglich vor Augen stehen.

1870—80.

*

Ich habe mich oft gefragt, ob denn der so pathetisch ausgedeutete und dabei so egoistisch ausgebeutete Kampf ums Dasein nicht doch nur eine Angelegenheit des Magens sei, ob nicht, nachdem dessen Befriedigung einigermaßen sichergestellt ist, erst für den erkennenden Geist, der niemals ganz zu sättigen ist, der Kampf mit dem Dasein beginne.

Wenn die Entwickelungstheorie Darwins berechtigt ist, so muß doch einmal vor undenklich langen Zeiten, vor unzählbaren Zeiträumen ein Augenblick gewesen sein, in welchem der Riß zwischen dem tierischen Traumsein und dem menschlichen Bewußtsein stattfand. Schon im ersten Wesen aber, das sich als Mensch fühlte, muß der Kampf ums Dasein mitunter die Frage angeregt haben, ob das Dasein auch dieses Kampfes wert sei.

1876.

*

Niemand ist unersetzlich, wenn man damit nur dasjenige meint, was ein Mensch zu leisten vermag,

niemand aber ist zu ersetzen, wenn man darunter versteht, was ein Mensch in seiner Wesenheit ist oder war. Jeder Charakter hat ein Spezifisches, das mit ihm wird und vergeht und nicht wiederkehrt, das nur ein einzigesmal auf der Welt war, ebenso jeder Künstler und endlich auch jede Frauenschönheit, besonders wenn sich einzelne Eigenschaften der Psyche in ihr unmittelbar verkörperten, wenn sie das Versprechen erfüllte, welches Schönheit nach dem Ausspruch Wielands vorstellt, ein Versprechen, wodurch sich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmungswürdig zu handeln. 1856.

*

Was im Menschen auf Seite der Natur steht, das Herz, fühlt sich dazu angeregt, sie in der Sorge für das Tier zu unterstützen, dessen individuelle Eigenschaften uns niemals, wie dies Menschen gegenüber nur zu oft der Fall ist, die Liebe zur Gattung verleiden können.

1854.

*

Der Scheinbildung ist das Scheinlesen ebenso unentbehrlich, wie ihr das wirkliche Lesen verhaßt ist.

Das letztere ist eine der wenigen wahren Lebensfreuden und setzt als solche den Besitz der Bücher voraus. Freilich ist das Menschengemüt so seltsam geartet, daß es schon am Besitz allein, auch ohne den Genuß desselben ein Vergnügen finden kann, das sich mitunter zur Leidenschaft steigert. Der Geizige widmet seine ganze Liebesfähigkeit dem Besitze des Geldes, ohne es im mindesten zu genießen und es gibt Büchersammler genug, die viele tausende von Bänden auf ihren Schränken und keinen einzigen im Kopfe haben. Eine Bibliothek als Bestandteil edlen Lebensgenusses ist nicht groß und folglich nicht so teuer, daß ihr Fehlen einem ge-

ordneten Wohlstand nicht so gut wie das Fehlen des nötigen Silbergerätes zur Unehre gereichen müßte.

1875.

*

Das sicherste Kennzeichen für das wirkliche Vorhandensein einer bestimmten Strömung ist zunächst ein äußerliches, ihr Aufspritzen in einzelnen Schlagwörtern, welche aufzufangen und weiter zu tragen die Halbgebildeten sich zur Wahrung ihres Rufes als intelligente Leute für verpflichtet erachten. Schopenhauer hat Pessimismus und Optimismus, die materialistischen Bestrebungen und ihre Gegner haben Realismus und Idealismus, Darwin hat den Kampf ums Dasein zu Münzen des allgemeinen Verkehres ausgeprägt, bei denen freilich das ursprüngliche Metall des Begriffes ziemlich abgerieben ist und nur eine sehr untergeordnete und willkürliche Beimischung von Hand zu Hand geht. 1876

*

Man hat in Frankreich zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts, in Deutschland hundert Jahre später, ungebührlich großen Wert auf Briefe gelegt, in dem Grade, daß dadurch die eigentliche Natur des Briefes verdorben wurde. Denn Ehrgeiz verband sich mit der Abfassung der Briefe und das Bewußtsein, nicht bloß an den Adressaten, sondern indirekt noch für andere zu schreiben, löscht den Charakter des Briefes aus.

Im geselligen Umgange, der das Wechseln von Briefen unerläßlich macht, ist nichts wichtiger, als jene Tötung des Briefes zu vermeiden. Der ärgste Mörder des Briefes ist der Esprit, der „geistreiche" Stil. Er mordet das Wesen des Briefes innerlich und äußerlich: innerlich, indem er den natürlich gestimmten Ton der Geselligkeit aufhebt; äußerlich, indem er — die Antwort

einbüßt. Man kann stets sicher sein, auf einen gut geschriebenen oder geistreichen Brief spät oder niemals Antwort zu erhalten.

Nirgends ist es so notwendig, den Geist zu verbergen, als im Briefe; nirgends auch so notwendig, zu verraten, daß man nur Vorhandenes verbergen kann. Der Brief ist wie das lyrische Gedicht ein Produkt der Stimmung und muß daher das Gepräge der Unwillkürlichkeit und nicht der Absicht tragen. Die besten Briefe sind meist diejenigen, die nur wegen der zu erwartenden angenehmen Antwort geschrieben werden. Die Erwartung, die Hoffnung — stimmt. 1876.

*

Gegen den Strom schwimmen hat schon Helden und Märtyrer gemacht und füllt die Weltgeschichte mit Taten, welche die Bewunderung der Nachwelt sind. Es gehört der Mut dazu, den nur eine Ueberzeugung verleiht, und die Kraft, die vom Bewußtsein der Gefahren angefeuert wird, welche auf dem ungewöhnlichen Wege liegen. Im Staats- und Völkerleben ist nun freilich nicht alle Tage die Gelegenheit und die Möglichkeit gegeben, gegen den Strom zu schwimmen. Jahrhunderte können vergehen, eh' ein solches Verfahren vernünftig oder auch nur denkbar wird. Zum Glück oder Unglück aber bietet der Strom des täglichen Lebens, die Flut hergebrachter Sitten und Gebräuche, das gedankenlose Dahinfließen unserer Moden und Gewohnheiten, reiche Veranlassung, auch in kleinen Dingen den Mut einer Ueberzeugung und jene Kraft zu entwickeln, welche dazu gehört, um selbst in scheinbar unbedeutenden Beziehungen gegen den Strom zu schwimmen. Die Weltgeschichte wird nicht davon erzählen, aber die eigene Seele stärkt sich daran und das eigene Leben macht neue Erfahrungen.

Aus den Jahren 1840—50.

*

Die Geschichte besteht aus Reaktionen: jede Richtung reagiert bis zur Uebertriebenheit gegen eine übertrieben entgegengesetzte Richtung, die ihr vorherging. 1874.

*

Am Gebäude unseres Lebens ist die Einbildung die Treppe, auf der wir emporsteigen, und die Wahrheit die Treppe, von der wir mit zerschlagenen Gliedern herunterfallen auf den realen Boden; vielleicht weil die Wahrheit so selten beleuchtet wird. 1848.

*

Hat man einen Menschen vor sich, der ganz und gar das dürre Jammerbild des gemeinsten Egoismus ist, dann hilft es den Ekel überwinden, wenn man gleichzeitig auf ein Kind blicken kann, das den Menschen als Naturblüte, als holdeste Erscheinung zeigt. 1864.

*

Einen zweiten Teil vom „Faust“ zu schreiben, ist an und für sich eine Unmöglichkeit, weil er die Lösung des Welträtsels sein müßte. Der erste Teil muß Fragment bleiben, weil Welt und Leben Fragmente sind.

*

Ueber Kinderschriften ließe sich weit mehr sagen als meistens in denselben gesagt wird. Sie verfehlen es gewöhnlich schon in der Wahl des Gegenstandes, jener Pietät für das Werden des Menschentums gerecht zu werden, deren man sich keinen Augenblick entschlagen sollte. Zwei Fragen sind dabei zu berücksichtigen: zuerst, was ist wert, sodann, was lohnt sich, in die Kinderwelt eingeführt zu werden? Wert sind

wenige Vorgänge des uns so wichtig und ernsthaft erscheinenden Lebens, auch das unschuldsvolle Gemüt des Kindes zu beschäftigen; selbst aus historischen Erzählungen lernt es nur zu früh die schlimmsten Leidenschaften unseres Geschlechtes kennen. Lohnend ist andererseits doch wieder nur, was Leben und Bewegung hat, Trachten und Streben, so daß die Beschreibung immer sich gleichbleibender Objekte aus der Natur und der Länderkunde, wie nützlich auch immer, dem Kinde doch kein Vergnügen gewährt. Der Geschmack des Kindes ist ein vorzugsweise dramatischer. 1877.

*

Wie viel auch im einzelnen an den Methoden unseres Schulwesens zu reformieren wäre, wie oft auch unvernünftiger Ehrgeiz und törichte Lebensanschauung von Eltern eine jugendliche Seele mit der Last des Unterrichts überbürde — im allgemeinen kann das Los der Aufwachsenden nicht wesentlich verbessert werden. Denn das Leben selbst ist der Tyrann, der sie unerbittlich vom Spielplatz in der freien Natur abruft und aus der heitern Unbesorgtheit reißt, die mit dem Nichtwissen so ganz ausgefüllt und befriedigt wäre. Wollte man auch über die Notwendigkeit hinwegsehen, den Beruf, der einst nähren soll, so früh als möglich vorzubereiten, die moralische Erziehung allein schon fordert das Lernen, weil der Zwang, den es auferlegt, eine Uebung in der Selbstbeherrschung und in der Unterdrückung der Leidenschaften ist. Das Leben ist so beschaffen, daß es durchaus überall Schmerzen und Mühen fordert, um auch nur ein klein wenig zu gedeihen, und, wie jeder Acker, braucht auch der des Gemütes tiefe Furchen und muß oft aufgerissen werden, um eine wohlgezogene Frucht zu tragen. 1876.

*

Unsere moderne Pädagogik, der sonst kein Apparat zu schwerfällig und zu weitläufig ist, vergißt nur zu sehr, von welch' mächtigem Einfluß die Kunst auf das Leben sein kann. Als man einer Prinzessin aus der Napoleonschen Dynastie Verwunderung darüber aussprach, daß sie Meister Canova den Dienst eines Modells geleistet hatte, gab sie die bekannte Antwort: „Warum nicht? Das Atelier war ja geheizt." Nicht bis zu dieser grandiosen Naivität soll in der Erziehung der Jugend die Pflege des Schönen gedeihen, aber die Erkenntnis, daß das Schöne, auch wenn es die durch die Kunst von allen unedlen Momenten befreite Gestalt des Menschen ist, unter allen Umständen ein Sittliches, ein Heiliges ausdrückt, kann nicht früh genug geweckt, nicht fleißig genug geübt werden. 1876.

*

Grillparzer fällt zuweilen zitternd der Dolch aus der Hand, mit dem er das tragische Entsetzen vollenden sollte. Z. B. in „Des Meeres und der Liebe Wellen" wird Heros Lampe vom strengen Priester ausgelöscht, den schwimmenden Leander, dem dadurch der Leitstern geraubt, wirft die Welle tot ans Ufer. So wird auch Hero nur getötet, sie stirbt nicht in dramatischer Tat, sie wird nur vom Schicksal ausgelöscht wie ihre Lampe. Es entspricht dies wohl der Sage, wie sie ursprünglich vorliegt; Schiller jedoch hat dem Stoff, ihn nur lyrisch behandelnd, eine dramatische Katastrophe gegeben, während Grillparzer die dramatische Behandlung lyrisch verlaufen ließ. 1840—50.

*

Die Wurzel des Ethischen ist niemals aufzudecken, weil sie mit dem Metaphysischen, mit dem Reiche, das jenseits der Erkenntnis liegt, unauflösbar verwachsen ist. 1878.

*

Man kann sich Hebbel rein aus seinem philosophischen Drang, aus dem metaphysischen Bedürfnis zu erklären suchen, im Rätsel des Menschen das Rätsel der Welt zu suchen und zu deuten. Dabei ließ die Energie seines dichterischen Vermögens nicht zu, daß er etwa mit Seziermesser oder metaphysischen Systemen ein „Allgemeines" gesucht hätte, sie trieb ihn vielmehr dazu an, im Lebendigen und Anschaulichen, in Handlungen und Charakteren, kurz, in der poetischen Fabel dem Wort des Rätsels nachzugehen. Daß er nichtsdestoweniger die Natur des Forschers hatte, gewahrt man an dem stetigen Analisieren, Vergleichen, Entgegenstellen, zuweilen mit dem Anschein und der Wirkung des Witzes, was alles eine überwiegende Tätigkeit des Verstandes anzeigt. . . .

Der große Brite ging in der Darstellung seiner Menschen so weit als nötig, um der dramatischen Handlung Ursprung, Motiv, Bewegung zu verleihen. Diesen Zusammenhang überall festzuhalten ist schon eine große Tat und so lange er besteht, so lange Charakter und Aktion sich ergänzen, bleibt uns auch der außerordentlichste Mensch, den der Dichter erfand, innerlich vertraut, nahe verwandt, teilt mit uns die natürliche Gemeinsamkeit. Hebbel, in seinem fanatischen Trieb, das Innerste, Individuellste seiner Menschen herauszukehren, verlor darüber häufig ihre Gemeinsamkeit mit uns, und oft mußte die Kritik mit ihm darüber rechten, daß er uns das Exzeptionelle als Norm aufdrängen wollte, so daß, was er uns mit Ernst und Leidenschaft als ein Welträtsel darbot, an dem unser Gemüt Anteil nehmen sollte, uns eben nur wie ein spitzfindiges Rätsel zur Beschäftigung des Verstandes vorkommen wollte.

*

Phantasie und Witz in seltener Vereinigung, nicht minder einschneidende Satire und ein weiches Herz, dessen

jedem Leid geweinte Tränen zugleich unschätzbare Gedankenperlen sind, haben nicht verhindern können, daß Jean Pauls Werke vom geistigen Fortleben der Nation abgetrennt wurden. Das scheinbar Widersprechende in dieser Tatsache findet eine einfache Erklärung. Alle Bestrebungen der Poesie und der Geister, die sich dem Schönen widmen, bringen es nur dann zu einer unvergänglichen Wirkung auf die Nation und werden nur dann ein Element, das sie in ihre fernere Entwicklung mit einschließt, wenn sie als Kunstwerk zum Ausdruck kommen; eher als die unversieglichste Fülle poetischer Anschauungen und geistreicher Gedanken macht sich das schlichteste Kunstwerk zu einem bleibenden Kulturmittel, welches von einem Geschlecht dem anderen vererbt wird.

1873.

*

Der Frühling ist ein „sonderbarer Schwärmer“, ein Idealist. Sein hauptsächlichster Reiz besteht in Ahnungen überirdischer Wonnen, in Versprechungen, die auf Erden niemals erfüllt werden; sieht man näher zu, wie schwächlich und dürftig sind seine Blüten, wie armselig ist sein zauberhafter Flitter im Verhältnis zu dem, was eine wohleingerichtete Existenz benötigt. Es ist ein unendlich reizendes Mädchen ohne Mitgift, zum Lieben, aber nicht zum Leben geschaffen. Es ist ein verkehrtes Herkommen, den Frühling mit großer Lust und den Herbst mit großer Wehmut zu feiern. Der Lenz ist eine überaus tragische Geschichte, während der Herbst dralles, fröhliches, gesundes Leben ist. Er sättigt, und nicht bloß das Herz.

1860—70.

*

Die Natur ist von der Zeit insofern unabhängig, als ihre an die Zeit geknüpft scheinenden Veränderungen durch ihre Regelmäßigkeit im Kommen und Gehen wieder eine Manifestation des Bleibenden, Stetigen, Unver-

änderlichen bilden. Aus dieser Wahrnehmung ziehen Gemüther, die vom Unbestand der Dinge schmerzlich erregt sind, jenen Trost, der die eigentliche innere Seele des Naturgenusses ist, wenn derselbe über eine bloß ästhetische Auffassung, über das Wohlgefallen am Naturschönen hinausgeht. Auf die Natur kann man sich verlassen! Es muß doch Frühling werden! Auch auf die längste Nacht folgt ein Morgen wie auf den hartnäckigsten Regen endlich Sonnenschein! So lauten die Axiome, an denen man sich, niedergebeugt vom Unverläßlichen im Verkehre mit den Menschen und von der Unbeständigkeit des Schicksals, noch einigermaßen aufrecht erhält.

Allein — selbst die Gletscher wandern, und selbst die Tröstung, welche die Beständigkeit der Natur inmitten der Vergänglichkeit ihrer einzelnen Erscheinungen gewährt, will nicht feststehen vor dem Auge der Wissenschaft. Als Naturwissenschaft sieht sie in den Orkanen, Erdbeben und vulkanischen Eruptionen nicht regelmäßige Funktionen eines gesunden Erdballs, die als solche Bürgen seiner Dauer wären, sondern Symptome seiner Krankheit, die auf einen endlichen Untergang schließen lassen. Als Kulturwissenschaft sieht das Auge des Gedankens Veränderungen der Natur an und für sich im Wandelbaren der geistigen Auffassung von seiten der Gesellschaft.

Sicher ist, daß auch die Auffassung der J a h r e s z e i t e n von seiten der Gesellschaft unter dem Einflusse einer rastlosen Entwicklung steht und anders als vor Jahrzehnten heutzutage das Verhältnis der Menschen zum Frühling sich stellt, ob das Verhältnis nun wissenschaftliche oder poetische oder soziale Formen annehme.

1876.

*

Der Winter ist der stärkste Träger und Leiter der Zivilisation und darum herrscht diese auch nicht als selbständige Blüte des Völkerlebens, sondern nur als

abgeschwächte Reproduktion in den von der Natur beglückteren Zonen, die keine Winter-, nur Regentage haben. Wenn die Sonne nur wenig mehr leuchtet und nicht fühlbar mehr wärmt, dann beginnen die Bedürfnisse ihren Zivilisationskampf mit der Natur. Der Mensch, der sich künstlich Licht und Wärme schaffen muß, bringt sich dadurch beide auch im immateriellen Sinne zum Bewußtsein, das Licht des Geistes und die Wärme des Gemütes. Und wie Licht und Wärme nur die gleichzeitig wirkenden Eigenschaften ein und desselben Elementes sind, so sind auch Geist und Gemüt in der wahren Bildung nur eins, und wo es an einem fehlt, muß es zuverlässig auch am andern mangeln. 1850—60.

*

Unvergleichlich ist jeder Mensch, dem es durch seinen Charakter oder auch nur durch seine Schicksale gelang, zu einer scharf sich von der Masse abhebenden *Individualität* zu werden. Jede selbständige, wahre Individualität, ob sonst bedeutend oder nicht, hat nicht ihresgleichen in der Welt. Es ist vollkommen wahr, daß niemand unersetzlich ist, allein nur in dem, was er *leistet*. Jeder aber ist unersetzlich in dem, was er *ist*.

1876.

*

Es ist wahrhaft eigentümlich, daß sowohl die großen christlichen Künstlerschulen Italiens wie auch die Pflege und Wahrung der antiken Welt auf der Halbinsel unauflösbar verbunden und innig bedingt sind und waren durch die Existenz des strahlenden Brennpunktes der *katholischen Kirche*. Eben von dort empfingen ja unmittelbar oder mittelbar in helleren oder farbigeren Strahlen *alle* Kunstzweige die ersten befruchtenden Keime. Ohne den Pinsel der einfach frommen vorraffaelischen Schule bestünde kaum in solcher Vollkommen-

heit die moderne Richtung. Was sich selbst ablöste und trennte, war einst vereint mit der alten Mutterkirche und taucht sich unbewußt noch immer zur Wiedergeburt in ihre stärkenden Fluten. Andererseits bewahrte eben die Kraft christlicher Anschauung frühere Geschlechter bei dem Auffinden einer alten Welt vor dem Rückfall in ihren Marasmus. Der Genuß der Antike beruht auf dem sicheren Gefühle, auf der Festigkeit, womit die objektiv urteilende Gegenwart ihr gegenüber feststeht, und diesen Boden gab allein nur das auf den Trümmern des Römerreichs siegreiche Christentum. 1854.

*

Mittelmäßigen Köpfen war es zu allen Zeiten eigen, die Aufgabe der Kritik nicht begreifen zu können und die Notwendigkeit derselben zu bezweifeln. Es wäre leicht, Beispiele für die Existenz dieser heiligen Einfalt selbst schon im klassischen Altertum nachzuweisen, so sehr ist sie eben in dem Durchschnitts-Charakter der menschlichen Natur, in der Mediokrität begründet.

Vor allem aber möchte man die liebe Einfalt fragen, wenn es nicht die Kritik ist, welche ihren Idealismus, den höchsten Maßstab der Aesthetik, immer wieder zur Geltung bringt, durch die Prüfung des Konkreten die höchste Einsicht vom Guten dem Publikum immer wieder ans Herz legt und ins Gewissen schiebt — wer soll es denn tun? Soll der Idealismus, der wahre Begriff vom Schönen, nach und nach gänzlich aus dem Bewußtsein der Menschheit verschwinden? Und wer hat das Amt, ihm lebendigen Odem einzuhauchen, wenn nicht eben die Kritik? 1863.

*

Wie die Kritik Ernst des Interesses und ideale Prinzipien durchaus nicht entbehren kann, ist sie auch auf

ein Nachschaffen, auf ein Vertiefen in die Innerlichkeit fremder Naturen angewiesen, was vor allem das Vertiefen in die eigene voraussetzt. Wer nicht den Mikrokosmus der Menschheit in sich selbst entdeckt hat, wird das Werk von fremder Hand nie als Ganzes anzufassen wissen. 1856.

*

Der Staat als Endzweck ist veraltet, er hat nur mehr als Mittel Geltung. Amerikas Aufgabe liegt auf sozialem Gebiete. Es erhalte und schaffe sich die einfachste, wohlfeilste Staatsform und widme sich dann ausschließlich der Lösung der sozialen Verwicklungen. Der Urwald liefert die beste Fruchterde für die Gebilde der Zukunft. Amerika begann auf ganz neuen Grundlagen; was ihm jetzt unsern Tadel zuzieht, trägt vielleicht den Segen der Zukunft in seinem Schoße. Ich hoffe, es wird ihm dereinst gelingen, die sozialen Fragen zu beantworten, das Rätsel der Sphinx zu lösen, vor der so viele Größen der alten Welt in den Abgrund stürzten. 1862.

*

### Geselligkeit.

Du suchst die Gesellschaft der Leute
Und fragst nicht erst, was sie bedeute.
Was findest du unter den Dürftigen?
Die Opfer verkümmerter Kleinheit.
Was findest du unter den Reichen?
Es bläht sich satte Gemeinheit.

*

Die Kunst eines objektiven, durch keinen persönlichen Anlaß geleiteten Schauens hilft auch an solchen Verhältnissen, Gestaltungen und Erscheinungen des Lebens

ein erhebendes Interesse des Gemütes finden, die der Leidenschaft, dem Eigennutz, dem persönlichen Zweck nicht dienen. Wer zu schauen versteht, der kann von der winterlich einsamen Straße oder aus dem Menschengewühl des Marktes ein Vergnügen, eine Stimmung in seine noch so dürftige Klause heimbringen, als ob er einen persönlichen Glücksfall erlebt hätte. 1876.

*

Orden mögen eine notwendige und dankenswerte Auszeichnung für praktische, bürgerliche und militärische Verdienste sein. Sie deuten auf eine Tätigkeit oder eine Tat hin, die nicht jedermann verrichten kann. Der Held der Gedanken und Gefühle aber, der Dichter, muß solche Absonderung scheuen, weil er sich mitten im Sturm der Begeisterung und des Schaffens, auf jeder Höhe, in jeder Tiefe Eins fühlt mit der gesamten unteilbaren Menschheit, nichts auszusprechen wähnt als was sie selbst ihm sagt und, durch kein Zeichen von ihr getrennt, ausschließlich in der gesamten Beistimmung sich als Dichter, als ein vollauf belohnter Dichter empfinden kann.

1870—80.

*

Von des Künstlers Erdenwallen ist genug gesprochen worden, wer aber schildert das Erdenwallen des Publikums? Es ist ein wenig blind, aber es ist leicht zu führen und — anzuführen. Es folgt gerne der Antigone, die es leitet, der Journalkritik — und in welcher Art beutet diese die gläubige und willige Folgsamkeit des Publikums aus!

*

Ueberschwängliches Lob der toten Dichter, die man in Einsamkeit und Ignorierung verkümmern ließ! Es

fließt kein Balsam so reichlich als derjenige, mit dem man einbalsamiert wird. 1872.

*

Beim deutschen Publikum ist es leichter einen Namen als eine Dichtung zu verbreiten. Es ereifert sich für Namen, es kämpft im Salon und in der Zeitung heiße Literaturschlachten für Namen; es gleicht jenem neapolitanischen Edelmann des vorigen Jahrhunderts, der sich in seinem Leben vierundsechzig mal für die Behauptung geschlagen hatte, daß Ariost ein größerer Dichter sei als Tasso, und auf seinem Totenbette gestand, daß er keinen von beiden jemals gelesen hatte. 1870—80.

*

Es liegt der furchtbare Fluch früher Ruhmsucht auf den Talenten unserer Tage. Den Genius still und fromm in sich reifen lassen, bis er von selbst groß und siegreich hervorbricht, sich in Demut eine Mutter des Gottes fühlen, der einst die Welt erfüllen soll, ist nicht mehr gebräuchlich; die Kinder der Zeit springen mit ihren Talenten um, wie Heldenknaben mit prächtigen Schwertern, sie wollen damit Ruhm gewinnen, eh' ihnen klar geworden, wofür sie zu kämpfen haben, sie möchten Siege erringen, wo sie andere ringen sehen, ehe sie wissen, welche Bedeutung der Sieg hat. 1847.

*

Der Ruhm hat zwei verschiedene Dimensionen: die eine geht in die Höhe und die andere in die Breite. Zur Höhe können nur die seltensten, weil schärfsten Augen des Geistes und Verständnisses emporreichen; die Breite drängt sich auch dem primitivsten geistigen Sehvermögen, wie es am zahlreichsten verbreitet ist, von selbst auf.

Rasch vergeht der in die Breite gewachsene und ewig währt der in die Höhe gestiegene Ruhm. 1874.

*

Ein französischer Philosoph hat im Tempel des Ruhms eine Gesellschaft von Toten und Lebendigen erblicken wollen: die Toten konnten nicht hinein, so lange sie lebendig waren, die Lebendigen werden hinausgeworfen, sobald sie tot sind. Deutschland zählt viele Namen, die erst der Tod auf die Liste der Berühmtheiten setzte, und zählt noch bei weitem mehr Namen, die der Tod von dieser Liste gestrichen hat, obgleich die Betreffenden keine Mimen waren, deren künstlerische Bedeutung auf die „Kränze, die die Nachwelt flicht" verzichten muß. 1862.

*

Man könnte behaupten, daß der Ruhm nicht die Belohnung, sondern die Bestrafung der Größe wäre, wenn er berechtigte, auch dasjenige dem Urteile der Oeffentlichkeit zu überliefern, was ihr der große Mann nicht selbst überlieferte. Heilig ist das Eigentum! Nichts aber kann in bestimmterem Sinne Eigentum heißen, als was der einzelne von seiner Eigenheit für sich behalten will, was er höchstens wieder nur einzelnen in Briefen und Gesprächen anvertraut, aber weder in Worten, noch in Werken, weder als Handlung noch als Dichtung der Welt preisgibt, in die Arena des öffentlichen Lebens wirft. Diese heilige Unberührbarkeit seines Eigentums wird dem obskursten Privatmanne zugestanden und gerade dem Verdienstvollen sollte sie vorenthalten bleiben?

Das wäre ein großer Preis für den Ruhm.

1870—80.

*

George Sand ist ein Phänomen schon deshalb, weil sie mit den schmalsten Gletscherpfaden der Gedanken

vertraut, auf Höhen, wohin ihr nur wenige nachfolgen, trotzdem auch in den Niederungen, auf den breiten Wegen, welche die Gemütlichkeit bequem durchschreitet, populär ist, bewundert und geliebt wird. 1867.



Bei der nationalen Eitelkeit der Franzosen bricht selbst unter einem gehaßten, oder verachteten Regime die Hungersnot der Knopflöcher aus, der unabhängigste Franzmann bekennt sich jenes Ehrgeizes schuldig, welcher durch das rote Bändchen gesättigt wird; mag der Empfänger auch das Schlimmste von der Hand denken, die es ihm reicht — er wird sie küssen. Nur George Sand hat wiederholt die Orden und Auszeichnungen verschmäht, die ihr der Mann des 2. Dezember zugedacht; noch vor zwei Jahren bei der letzten großen Gnadenverteilung hat sie ihm das Kreuz der Ehrenlegion zurückgesendet; sie — hat sich geweigert, das Kaiserreich zu dekorieren. 1867.



Wie gräßlich und blutig auch die Katastrophen in Shakespeares Dramen verlaufen, es verherrlichen hier selbst Jammer und Untergang noch die Schönheit des Daseins. Je wahrer seine Charaktere inmitten der durch Schmerz und Leidenschaft bewirkten Verzerrung bleiben, um so sicherer haben sie noch die Spur eines Lächelns aufzuweisen für die Herrlichkeiten der Natur, des menschlichen Gemütes, des Lebens überhaupt. So bringt uns Shakespeare die Lebensfreudigkeit, die sich im Volke nur als dunkler Instinkt äußert, zu philosophisch klarem Bewußtsein, und sie muß auf jene übergehen, die ihn recht verstehen. 1850—60.



Warum Shakespeare so viele Kommentatoren gefunden hat und immer wieder von neuem finden wird? Aus demselben Grunde, aus dem das Volksherz ewig die Schönheit des Lebens kommentieren wird; aus demselben Grunde, aus dem immer wieder Frühlingslieder gesungen werden, so viele es deren auch schon gibt. Shakespeare ist eine jener gewaltigen Naturerscheinungen, die jedem etwas sagen, von dem er glaubt, daß sie es nur ihm allein sagen.

*

Es ist kein kleines Verdienst Turgenjews, daß er, der erste, die eigentümliche Wirkung der sozialen Zustände Rußlands auf das menschliche Gemüt, wie es in allen Ländern dasselbe ist, literarisch verwertete. Nichts wird an diesem Verdienste geschmälert, wenn man auch erkennt, daß der erste Enthusiasmus, mit dem alles Neue bei uns aufgenommen wird, der Erfindung des Dichters zuschrieb, was nur aus der richtigen Beobachtung hervorgegangen war. 1876.

*

Es gibt keine Bilder, keine Statuen, die, ohne der höchsten künstlerischen Mission untreu zu werden, ausschließlich für das volle Verständnis des Volkes geschaffen sein könnten. Es gibt aber Volkslieder, die sich unauslöschlich auch dem schlichtesten Gemüte einprägen und doch gleichzeitig den Ansprüchen der höchsten Geistesbildung Genüge tun. Andererseits sind auch die idealsten Werke der bildenden Kunst in ihrer äußersten Vollendung noch immer streng an den sinnlichen Schein gebunden, während der lyrische Gesang, ohne das geringste von seinem irdischen Wohllaute, von seinem Kunstgehalte einzubüßen, weit darüber hinaus in metaphysische Regionen sich zu verlieren vermag.

1877.

*

Wer das Gras der Geschichte wachsen hört — und es bedarf dies geringern Scharfsinns als im gemeinen Leben — der wird nicht verkennen, daß das 19. Jahrhundert in mancher Beziehung erst mit der abgelaufenen Hälfte desselben beginnt und daß es bisher nur galt, die Täuschungen zu überwinden, welche das 18. dem Geist ganzer Generationen als Gewand des Nessus zurückgelassen hat. Ein sicheres Kennzeichen dafür ist die Umwandlung, welche gewisse Schlagwörter erfahren, die für ein unantastbares Dogma galten, als ob ihr Sinn keiner weiteren Begründung bedurft hätte. Eines derselben ist das Wort Volk, und gewiß ist selbst in den Zeiten mittelalterlichen Fanatismus mit keiner Vorstellung, keinem Glauben und keinem Begriff ein ärgerer Mißbrauch getrieben worden als in ganz Europa seit fast siebzig Jahren mit der politischen Formel: Volk. Ausgerüstet mit einer Abstraktion von der Erhabenheit des Volksgeistes und seiner allgemeinen Berechtigung, waren gerade die Redlichen am wenigsten geneigt, sich durch ein praktisches Inbetrachtziehen des Objektes, das ihrem Herzen so starkes Mitgefühl einflößte und ihrem Geiste so kühne Thesen erlaubte, die Begeisterung dafür verkümmern zu lassen. Sie betrachteten das Volk nun einmal als den Träger der Gottesidee, unabhängig vom Land, das es bewohnt, von der Beschäftigung, die es treibt, und von den geschichtlichen Zuständen, die seinen Charakter herausgebildet haben, Verschiedenheiten, die als ganz äußerlich und zufällig betrachtet und nicht in Rechnung gebracht wurden. Das Volk in seiner Gesamtheit war ihnen der Kollektiv-Ausdruck des Edelsten in der Menschennatur und zugunsten dieser einen und unteilbaren Abstraktion machten sie sogleich eine ebenso allgemeine und durch nichts zu modifizierende Abstraktion der besten Regierungsform geltend, einzig und überall gültig und von kleinen konkreten Umständen wie z. B. die ganze bisherige Weltgeschichte oder die be-

sondere Weltaufgabe einzelner Stämme und Nationen nicht im geringsten beirrt. 1854.

*

Das Volk sucht das ihm Fremde und Neue in den Büchern, die ihm zur Unterhaltung dienen sollen und zwar um so mehr, als es das kindliche Gefallen am Wunderbaren und Märchenhaften noch mit ungetrübter Naivität in sich walten läßt. Nur der Bildungsgang des einzelnen kann zu jener Höhe kommen, auf der auch eine gelungene Darstellung der eigenen Zustände die Seele poetisch gefangen nimmt.

1850—60.

*

Ein gutes Trauerspiel, wie alt es auch sein, wie weitab sein Inhalt von den Interessen der Gegenwart liegen mag, hat schon dadurch einen innigen, dem Theater gegenüber gebieterischen Zusammenhang mit den Tagen, in denen wir leben, daß es, wie diese, großen Jammer und ungeheuere Schicksale enthüllt, nur daß es die Tröstung dazu gibt, die der Zeit selbst fehlt. Denn die künstlerische Idee, wie sie aus der Tragödie hervorbricht, lehrt das Leben lieben oder verachten, immer aber aus einer höheren Rücksicht ertragen. Die Kunst allein predigt noch der Verzweiflung Optimismus, und nicht umsonst spricht man von einem „Tempel“ der Kunst.

*

Der Tragödiendichter formt aus dem rohen Block, den ihm der Historiograph liefert, die edle Menschengestalt. Mit begeistertem Meißel schlägt er das zu seinem Zwecke Unbrauchbare kühn hinweg oder ergänzt und modelt es nach eigener Einsicht, nur um die unantastbare, über der Geschichte schwebende Wahrheit zu retten, die Gottes nie verstummende Offenbarung in der Mensch-

heit ist und welche der Dichter als Gottes Prophet seinem Volke zu verkünden den Beruf hat. Auf diese Weise spricht der Dichter den geistigen Segen über das materielle Brot, welches der Geschichtsschreiber liefert und das ohne eine solche Vermittlung nicht fortbildend und das Wachstum befördernd in das Gut der Menschheit übergehen würde. Allein, während die Tragödie den Historiographen ergänzt, arbeitet ihm das Lustspiel vor; es wird zum Kriterium, zum unerbittlichen Gericht, das die Zeit über sich selbst hält und dadurch zum Maßstab für das Urteil des künftigen Geschichtsschreibers.

1847.

# Das Kopftuch der Madonna.

Der Garten war einst dazu bestimmt gewesen, nur Rosen und Orangen zu tragen. Jetzt war er verwittert; das schärfste Auge eines Liebhabers, der die Brust seines Mädchens hätte schmücken wollen, die lüsternste Genäschigkeit würden vergebens nach jener Frucht und jener Blume gespäht haben. Dennoch ging wunderbarerweise von dem verwitterten Garten ein Rosen- und Orangenduft aus, welcher weithin die einsame Straße in dem armseligen Stadtteil Roms erfüllte.

Mitten im Garten gab es einen ehemaligen Pavillon auf einer kleinen Anhöhe, sehr zerfallen, voll alter unbrauchbar gewordener Möbel, aber auch mit den neuen Einrichtungsstücken, deren das Atelier eines modernen Malers bedarf. In den zwei Räumen des Pavillons zu wohnen wäre niemandem mehr eingefallen als bei Tage den Katzen und bei Nacht den Fledermäusen. Wohnen mußte man in dem zerfallenen Palast, von dem aber zu diesem Zwecke nichts mehr übrig war als der kleinste Teil eines ehemaligen Parterres.

Wenn nun über diesen ganzen Schauplatz die Sonne unbekümmert um Jahre und Jahreszeiten, wie sie es in ihrem Bewußtsein einer ziemlich verbürgten ewigen Dauer zu sein pflegt, ihre breiten Streifen legte, so konnte man glauben, sich auf der Heimstätte einer seltsamen, einer lachenden Vergänglichkeit zu befinden. Richtiger wäre es gewesen, das Lachen für den Triumph der Unvergänglichkeit zu halten, denn an Staub, Ruinen und Trümmern kann nichts mehr vergehen, der Duft von Rosen und Orangen zieht auch ungestört in seiner

Existenz durch die Jahrtausende und selbst was keine Individualität hat, Katzen und Fledermäuse sind von jeher die nämlichen geblieben. Die Illusion, im Tempel der Unvergänglichkeit zu stehen, für welchen Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht sind, wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß auch höchst gegenwärtige und folglich höchst vergängliche Menschen, die zum Teil sogar auf eine ganz anders gestaltete Zukunft hofften, ab und zu durch diesen Tempel schritten.

Zwar das alte Ehepaar Poselli, der Pförtner des ehemaligen Palazzo und die Pförtnerin, seine Frau, machten auf keine Zukunft mehr Anspruch, und wenn man ihre ehrwürdigen Gesichter sah, denen die Runzeln und Falten zur Zierde gereichten, wähnte man, sie hätten auch keine Vergangenheit haben können und müßten zu jeder Zeit nicht anders ausgesehen haben. Sie aßen das Gnadenbrot, ohne es zu wissen; der edelmütige Besitzer hatte ihnen zur Pflicht gemacht, fortwährend weiter drüber zu wachen, daß die verschwundenen Rosen und Orangen nicht entwendet und die vermorschten Balken und verwitterten Mauersteine um keinen Preis der Welt beschädigt würden. Dafür bezogen sie nicht nur, was sie notdürftig zum Leben brauchten, sie durften sogar den Pavillon auf der Anhöhe zu ihren Gunsten vermieten, wenn ein fabelhaftes Geschöpf sich finden sollte, das Lust hätte, darin für Geld zu hausen. Das Fabelhafte in der Menschennatur wächst nur mehr in Künstlern auf, und in der Tat stellte sich ein deutscher Maler ein, der zwar nicht in dem Pavillon wohnte, aber seine Werke darin wohnen ließ, wenn sie, nachdem er sie dort angefertigt hatte, absolut nicht weiter wandern wollten, um in den Sälen der Patrizier und in den Galerien der vornehmen Sammler zu wohnen.

Dieser deutsche Maler, Guido Speerting, war nun der gegenwärtige Mensch mit einer beanspruchten Zukunft neben dem alten Ehepaar, das so wenig mehr

wollte, wie die Trümmerwelt, die es umgab. Die alten Leute, die seinen deutschen Familiennamen nicht über die Zunge brachten, nannten ihn nur den wilden Guido, weil er ihnen mit seinem langen Bart und Haar und den feurigen schwarzen Augen dem Räuberhauptmann aus Calabrien zu gleichen schien, den sie einst in Ketten geschlossen durch die Straßen des Trastevere hatten führen gesehen. Kaum aber hatte der Künstler seine Arbeitsstätte eingerichtet, so war auch schon das Bedürfnis nach einem zweiten gegenwärtigen Menschen mit Jugend und Zukunft rege geworden. Guido verlangte eine tägliche Säuberung des Ateliers, was keine so einfache Sache war, wie etwa eine Wohnstube in Ordnung zu bringen. Es gab da Staub und Schmutz, die geheiligt sein sollten vor jeder Berührung, und andererseits wieder schön bemaltes Zeug mit frischen Farbenklexen, das ohne weiteres dem Kehrbesen verfallen sollte, ein kompliziertes Geschäft, dessen Erklärung die alte Donna Poselli nicht einmal verstand, geschweige denn, daß sie es hätte ausführen können, wenn ihr auch nicht beim Eintritt der kalte Zigarrenrauch vom vorigen Tage auf die Brust geschlagen hätte.

Da gestand denn die alte Frau dem zustimmend nickenden Gatten, was sie hinsichtlich der eigenen Wirtschaft nicht hatte gestehen wollen, wenn auch lange schon ihre Kräfte beim Küchenherd und am Waschtrog nicht hatten ausreichen wollen, daß eine Hilfe für Haus und Pavillon nötig wäre. Und man könnte sich's ja jetzt vergönnen, da man Mietgeld bezog, und gewiß, der wilde Guido, der wie eine Eccellenza einen Demant am Finger und eine goldene Kette auf der Weste trug — er war vielleicht aus Rußland, wo man die Millionen auf der Straße findet — würde mit seinem Gelde, mit mancia, auch bezahlen, was die Bedienung im Hause verzehren konnte.

Freilich! freilich! Ein fremdes Wesen plötzlich in

die stille Wirtschaft einführen, die nicht gewohnt war, zwischen Giovanni und Gloria Poselli noch ein Drittes zu sehen! Aber mit einer der Töchter der kindergesegneten Bäuerin, die eine weitschichtige Verwandte in einem weltabgeschiedenen Dorf der Campagna war, könnte man es schon wagen. Die alte Frau erinnerte sich genau, von Fra Bernardo, dem Bettelmönch aus demselben Dorfe, der oft nach Rom kam und mitunter hier vorsprach, wo wenigstens Zwiebel immer für ihn bereit waren, von l'Annunziata gehört zu haben. Das war das älteste Kind jener Bäuerin, ein anständiges Mädchen von fünfzehn Jahren, fromm, klug und arbeitssam und lange schon Braut, so daß sie sich gewiß in keinen Liebeshandel mehr einlassen würde.

Annunziata schied nur schweren Herzens aus dem Dorf, wenn es auch eine Erleichterung für die Mutter war, aber wie lange sollte sie jetzt ihren Giuseppe Bovio nicht wiedersehen, der nur noch 200 Lire brauchte, und er konnte sie heimführen! Fra Bernardo, der ein Stück des Weges aus dem Dorfe mit ihr hinauswanderte, tröstete sie, er werde immer Nachrichten hin- und zurücktragen.

Annunziata begriff natürlich sehr leicht, was der alten Frau so verwickelt erschienen war, und fand sich nicht nur in allen Ansprüchen zurecht, die der Künstler an die Säuberung des Ateliers stellte, sondern entzückte ihn noch besonders durch ihre Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Pinselwaschen, schier die wichtigste technische Unterstützung der Arbeit. Dies war auch mit ein Grund, daß sich der Maler dem schönen Profil und den wohlgebildeten Formen des Mädchens gegenüber ziemlich zurückhaltend benahm; er wollte sich ihre guten Dienste nicht verderben, die einer zu vertraulichen Annäherung sogleich zum Opfer fallen. Hauptsächlich aber ließ er, was sich seinem Künstlerauge verführerisch aufdrängte, aus dem Grunde nicht in seinen Gedanken Raum

gewinnen, weil ihn ganz andere Interessen leidenschaftlich beschäftigten.

Annunziata hatte die Schlüssel des Ateliers stets in Gewahrsam, selbstverständlich aber strengen Auftrag, in Abwesenheit des Malers keinem sterblichen Wesen Eintritt zu gestatten. Dieser Auftrag konnte sich jedoch nach ihrer Meinung unmöglich auch auf den heiligen Mann, Fra Bernardo, erstrecken, der eines Morgens, als sie gerade mitten in der Arbeit im Pavillon stand, den kleinen Hügel trotz seiner Wohlbeleibtheit, die nach seiner Aussage dem Fasten und Kasteien halsstarrig nicht weichen wollte, recht munter hinanstieg. Es war ihm vergönnt gewesen, auf einem Esel in die Stadt zu kommen, der Besitzer war hinten nach gegangen, um das Tier erst auf dem Rückweg mit den in der Stadt zu machenden Einkäufen zu beladen. Ganz wunderbar ward dem frommen Manne in diesem Gewirr von Entwürfen, Farbenskizzen, seltsamen Gewändern und halb vollendeten Gemälden zu Mute, der Gliederpuppen gar nicht zu gedenken. Denn diese erschreckten ihn weniger als die „heidnischen Frauenzimmer", wie er die Göttinnen in ihrer urmenschlichen Erscheinung nannte. Er mußte sich um so öfter bekreuzen, je länger er sie ansah, und erst spät fiel ihm bei, daß er sie nur nicht anzusehen brauchte, um auch das Bekreuzen unterlassen zu können.

So wendete er denn den Blick langsam auf die Staffelei, auf der ein eben vollendetes Bild thronte. Vor einer grünen Laube saß die Madonna mit dem Kind im Schoße, das offenbar soeben erst nach dem Schlafe die göttlich leuchtenden Augen aufgeschlagen hatte. Zugleich hatten kleine Engel, deren Köpfe noch halb sichtbar waren, die Wolken oben auseinandergeschoben, so daß ein Sonnenstrahl auf das erwachte Kind fiel, und gleichzeitig auch mit dem Augenaufschlag hatten Kinder, die im Vordergrunde spielten, zu lachen begonnen. Darum

sollte das Bild auch den Namen führen: „Das Erwachen des Kindes."

„San Crispino!" rief der Mönch beim Anblick des Gemäldes. Crispin, der Leder gestohlen hatte, um den Armen Schuhe daraus zu machen, war nämlich der Lieblingsheilige Fra Bernardos. Zwar gehörte er eigentlich dem Orden der Barfüßer an und konnte daher nicht recht begreifen, weshalb die Armen Schuhe brauchen sollten, aber wohl wußte er, daß sie gar viele andere Dinge brauchten, und das Mittel, sie ihnen zu verschaffen, dünkte ihm so übel nicht. Er war auch diesem Bilde gegenüber in einer ähnlichen Versuchung, und sein ungeheucheltes Entzücken hatte keinen anderen Grund als den Gedanken an das Auskunftsmittel des heiligen Crispin. Von Kunst verstand er nichts, und die Idee des Bildes konnte ihm ohne Erklärung nicht einleuchten, aber die Madonna wäre bis auf eine Kleinigkeit, die noch leicht hinzugefügt werden konnte, gerade die rechte gewesen, um als Altarbild in der kleinen Capelle dell' Immacolata des Dorfes zu dienen, in welchem er und Annunziata heimisch waren.

Er begann dies auseinanderzusetzen, aber die Stunde schlug, in welcher Guido zu kommen pflegte, und das Mädchen ängstigte sich doch, er könnte die unbefugte Anwesenheit des Mönchs übel aufnehmen. Sie stiegen den Hügel hinab und gingen nach dem Hause.

Inzwischen hatte Donna Poselli ein kleines Frühstück vorbereitet, das Annunziata auftrug, und der Mönch verlangte, daß sie sich mit an den Tisch setze, weil er ihr erklären müsse, was er mit dem Bilde meinte, und sie ihm vielleicht zu der Erfüllung seines Wunsches verhelfen könne.

Ein Pfeiler der baufälligen Dorfkapelle war über Nacht eingestürzt und hatte mit seinem Schutt das Gnadenbild der Mutter Gottes auf dem Altare überdeckt. Als man es mit aller Behutsamkeit hervorgezogen, hatte

es so despektierliche Löcher, daß man es der Gemeinde nicht mehr zeigen konnte. Dem göttlichen Jesukind war ein Aug' ausgeschlagen, und die heilige Jungfrau hatte den Mund weit geöffnet, weil er eben nichts mehr als ein Loch war. Das wußte ja alles l'Annunziata und auch wie der Pfarrer des Sprengels sich drüber betrübte und wie sehr das Landvolk besonders bei der Sonntagsfrühmesse das Bild vermißte. Aber corpo di Bacco! — der Himmel verzeihe! — Woher soll ein neues Bild kommen, der Gemeindesäckel ist immer leer, und die Frommen, welche die arme Kirche bedächten, sind schier ausgestorben. Da wäre nun, wie gesagt, bis auf eine Kleinigkeit dort oben beim Maler grade das richtige aufgestellt. Aber diese tedeschi sind alle Ketzer, sonst könnte man dem Maler für das Bild den Segen des Bischofs verschaffen und nach seinem Tode würde man umsonst für ihn zwei heilige Seelenmessen lesen.

„Er ist gar kein Ketzer", fiel Annunziata lebhaft ein, „er hat mir erzählt, daß er aus einer heiligen Stadt ist, die Cöln am Rheine heißt, also gewiß auch dem heiligen Vater gehört. Da wird Tag und Nacht zum Gebet geläutet, sagt er, und in der Mitte steht ein Dom, noch größer als die Peterskirche, und der geht so hoch in den Himmel hinauf und ist noch immer nicht fertig. Die Menschen können in solcher Höhe gar nicht mehr weiter bauen, und so haben die größten Engel des Himmels die Arbeit auf sich genommen und bauen immer weiter bis in den Himmel hinein."

Man hörte ihr sehr andächtig zu, und Fra Bernardo, dem die Schilderung sichtbar imponierte, fügte doch belehrend bei, daß eine größere Kirche als St. Peter nicht auf der Welt sei, daß aber Cöln am Rheine wirklich die Stadt, wo es keine Ketzer gebe, denn sie liege hart am Eingang von Rußland und links von der Türkei, und diese beiden Länder hätten die Stadt längst eingeschlungen, wenn sie nicht so voll von Gläubigen wäre,

die der alleinseligmachenden Kirche angehören und die sie nicht verdauen können.

„Ja, Annunziata," fügte er hinzu, „wenn der Maler aus dem heiligen Cöln ist, dann könntest du ihn wohl dazu bewegen, die Kirche zu bedenken, und du würdest dir nicht bloß den Himmel damit erwerben, sondern auch noch obendrein in dieser Zeitlichkeit glücklich werden. Denn der Sprengel würde zum Dank wenigstens so viel tun, daß du deinen Giuseppe Bovio nehmen könntest, und ihr wäret das erste Paar, das vor dem neuen Bild auf dem Altare getraut würde. Wer weiß, ob nicht der Bischof selber euch das Sakrament der Ehe spendete."

Annunziata schoß in die Höhe, wie von einem Freudenstrahl elektrisiert. Ihre Wangen glühten, und als sie die gefalteten Hände betend emporhob, daß der Himmel das Vorhaben segne, leuchteten solche Blitze aus ihren Augen, daß das alte Ehepaar und der Mönch unwillkürlich lächelten.

„Ja, aber", sagte der letztere, „an der Kleinigkeit, wie gesagt, dürfte es auch nicht fehlen. Unsere durchlöcherte heilige Jungfrau trägt das Kopftuch wie die Weiber alle, die vor ihr knien, wie es ja la Nunzia auch niemals ablegt. Siehst du, Kind, das müßte der wilde Guido seiner Madonna noch auf den Kopf malen, und auf das bißchen Farbe wird es ihm ja nicht ankommen. Ohne die pezzuola hätte die Gemeinde nicht die rechte Andacht. Sie ist auf dem alten Bilde gewesen und die Gemeinde ist seit ewigen Zeiten daran gewöhnt. Das Kopftuch gibt der heiligen Jungfrau erst das Zeugnis, daß sie uns gehört und daß sie Fürbitte für uns arme Sünder leisten will."

Als Annunziata ebenfalls beteuerte, Guido würde sich dazu leicht entschließen, denn er sei nicht geizig, wenn er nur überhaupt das Bild nicht lieber im heiligen Dom zu Cöln würde aufhängen wollen, da schüttelte der alte Poselli, eine Prise nehmend, bedenklich den Kopf.

„Ihr kennt dieses Volk der Bildermaler nicht“, sagte er. „Ich weiß, daß sie immer große Summen für das farbige Spielzeug haben wollen und Kaiser und Könige erwarten, die es mit nach Hause nehmen sollen. Ja, wenn ich mich erinnere, was ich in solchen Sachen schon gehört habe, so muß ich mich wundern, wie la Nunzia auch nur den Mut finden soll, so etwas zu begehren.“

Das Mädchen entgegnete mit leidenschaftlicher Hast:

„Hat man nicht den Mut, von den Heiligen alles Mögliche zu begehren, und die wohnen doch so hoch oben und können vielleicht gar nicht mehr begreifen, was wir wünschen. Und ein Mensch, wenn auch eine Eccellenza, ist doch noch immer kein Heiliger. Wie sollte ich nicht den Mut haben, von ihm zu verlangen, was mir am Herzen liegt!“

„Wohlgesprochen und dem Herrn gefällig!“ ließ sich Fra Bernardo vernehmen und streckte drei Finger begierig nach der Tabaksdose des alten Poselli aus.

Der Anfang eines Gassenhauers wurde kräftig gepfiffen. Dies war das Zeichen, womit Guido anzuzeigen pflegte, daß er in den Garten getreten war und daß Annunziata ihm die Schlüssel zu bringen hatte. Guido war diesmal offenbar hoch erregt. Erwartung, Spannung, freudiges Hoffen drückten sich in seinem Wesen aus und ein wirres Durcheinanderplaudern sollte der Stimmung Luft machen, ohne sie zu erklären:

„War Baron Martell nicht hier? Sie wissen, er ist mein bester Freund. Aber nein! Sie können's nicht wissen, ich habe ihm bis zum Fertigwerden meiner Madonna das Atelier verschlossen. Heut' ist der große Tag! Ich fürchtete, er käme noch vor mir. Wie Sie blaß sind, piccola! Das hat schon die Stadtluft an Ihnen bewirkt. Oder sind Sie immer so? Ja, es ist eine gesunde Blässe. Sie sind schön, Annunziata, das muß ich Ihnen endlich sagen. Briefe sind auch nicht gekom-

men? Ich erwarte Nachrichten in Kunstsachen, darum hab' ich mir sie gleich hierher adressieren lassen. Es ist also niemand dagewesen?"

Während dieser Reden hatte das Mädchen aufgesperrt und fühlte sich bei der letzten Frage im Gewissen berührt. Drum trat sie mit ein und beichtete, daß Fra Bernardo sie beim Säubern überrascht und das Bild auf der Staffelei betrachtet hatte. Da war nun auch gleich Gelegenheit, seine Meinung darüber und folglich seine Wünsche vorzubringen. Ein unterdrücktes Kichern malte sich in den Zügen Guidos, als er hörte, daß er sein Meisterstück einer Dorfkirche zu ewiger Verschollenheit überliefern sollte. Als er aber nun gar erst erfuhr, daß er seiner Madonna ein Kopftuch malen sollte, da kannte die Heiterkeit keine Grenzen mehr. Er sank in einen Stuhl und krümmte sich vor Lachen. Mit der Röte der Beschämung in den sonst so blassen Wangen, mit niedergeschlagenen Augen und hochwogendem Busen stand ihm Annunziata gegenüber. Er wurde endlich aufmerksam auf diese in ihrer Regungslosigkeit für einen Maler besonders herrliche Erscheinung und stillte sein Lachen.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, Nunzia," sagte er, „Sie brauchen ja von den Sachen nichts zu verstehen. Ich will Ihnen nur so viel sagen, daß, wenn ich die pezzuola malte, so würde ich mein Bild, meine Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben."

Er stand auf, trat zur Staffelei und betrachtete sein Bild mit liebevollen Blicken. Plötzlich aber verdüsterten sich seine Züge, er wendete sich zu dem Mädchen und sagte sehr ernst:

„Wer weiß! Man macht sich allzuleicht Illusionen, und wissen Sie, carina, ich hätte Lust, wenn ich Sie so ansehe, meinen Nachruhm zu verkaufen. Sie selbst wären der Preis. Sie sind gar zu schön. Wie gesagt, es könnte

sich treffen. Dann würde ich Ihnen sagen: Das Bild ist dein, sei du mein!"

„Für das Leben?" fragte sie schüchtern.

„Für das Leben in Rom", erwiderte er mit halb verlegenem Lachen.

Der Eintritt des Baron Martell gab ihr willkommene Gelegenheit, zu entfliehen. Sie erreichte im Garten noch den Mönch, der im Fortgehen begriffen war, weil er an die Möglichkeit einer so raschen Entscheidung in Sachen des Bildes nicht gedacht hatte. Stammelnd und gesenkten Blickes erzählte sie ihm die Unterredung mit dem Maler. Fra Bernardo drückte frommen Abscheu aus, dann aber blickte er andächtig zum Himmel und sagte dabei, als ob er zu sich selbst spräche und nicht gehört werden könnte:

„Die Kirche hat die Macht, zu lösen und zu entsühnen. Wir sind alle arme Sünder. Und wie oft hat die Kirche ein sündhaftes Mittel verzeihen müssen, wenn es zu ihren heiligen Zwecken war. Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Als der Baron in das Atelier getreten war, hielt er sich scherzend die Hände vor das Gesicht und sagte:

„Ich sehe nichts, so lange Sie da sind. Packen Sie sich gefälligst zum Teufel und lassen Sie mich Ihre Anwesenheit nicht ahnen."

Darauf nahm er einen Stuhl und setzte sich vor die Staffelei, um das Bild in allen Teilen auf sich wirken zu lassen. Er brauchte eine Viertelstunde, bevor er aufstand und sich nach dem Maler umsah. Des Barons stets grimmiges Gesicht, die sozusagen pessimistische Rauhheit seines Wesens, das niemals eine Weichlichkeit aufkommen ließ, bewirkten, daß dem reglos in einer Ecke harrenden Künstler die Tränen in die Augen traten, als der Baron ohne ein Wort zu sagen ihn schweigend umarmte. Das war von seiten dieses Mannes in vieljähriger Freundschaft niemals geschehen, und Guido Speer-

ting war tief erschüttert. Die Rührung schlug aber auch sogleich in den Jubel um, der sich zunächst in großartigen Plänen des Ehrgeizes äußert.

„Ja, ich will den heutigen Kunstschändern zeigen, daß die Kunst, die wahre, die heilige, langmütig ist und sich noch herabläßt, unter ihnen zu erscheinen. Sie beglücken mich, Baron, nicht weil Sie dem Bild da zustimmen, denn ich muß Ihnen sagen, es reicht bei weitem noch nicht an den Wert der beiden Stücke, die ich nach Deutschland gesendet habe, an meinen „Tod des Sokrates" und meine „Klytämnestra". Strenge Zeichnung und verständiges, nicht übersättigendes Kolorit! Jetzt liebt man die Orgie der Farben, den Faschingsplunder, den Hexensabbath der Trödlerwaren auf den Bildern und dies alles — für welche Idee? Für die Verherrlichung der nackten, blöden Sinnlichkeit. Da kann die elegante Lüsternheit sich unter dem Vorwand der Kunstbegeisterung sättigen. Diesen himmelschreienden Kram nennt man auch mitunter Realismus. Als ob es nicht genug daran wäre, daß die Pfützen und Kloaken in Wirklichkeit vorhanden sind, daß sie schon einmal da sind; sie müssen durchaus zweimal da sein, nämlich auch in der Kunst. Meine Bilder sollen eine Fackel aufstecken; ich erwarte jeden Augenblick die ersten Nachrichten darüber."

Der Baron brummte etwas, der Maler hatte nicht Aufmerksamkeit genug, um zu erkennen, daß es die Goetheschen Worte waren: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt", welche auf die Seele des Künstlers eben so gut passen als auf die des Verliebten. Der Baron wollte eben ein gemeinsames Mittagsmahl verabreden, als die Briefe gebracht wurden, nach denen Guido gefragt hatte. Martell setzte sich wieder vor die Staffelei, der Maler öffnete die Postsendungen. Anverwandte schrieben ihm, daß „Der Tod des Sokrates" von der Ausstellungskommission zurückgewiesen worden und die

Kiste wieder bei ihnen liege. In einer anderen großen deutschen Hauptstadt war die „Klytämnestra“ in das oberste Gemach des Ausstellungsgebäudes verwiesen worden, wo sie sich wie eine zufällige und gleichgültige Wandverzierung ausnahm, denn eigentlich war das Gemach mit kleinen Skulptur-Werken ausgefüllt. Gleichwohl war über die „Klytämnestra“ in den Tagesblättern eine Anzahl von Kritiken erschienen, die man mit einschickte. Guido las sie geduldig, eine nach der andern, wobei er zuweilen laut auflachte. Dann ballte er alle in einen großen Knäuel zusammen, in eine Kugel, und warf diese nach der Staffelei, daß sie mitten auf sein Bild traf.

Martell erhob sich voll Erstaunen, sah aber in das totenbleiche Antlitz des Künstlers und staunte nicht mehr, denn es sagte ihm alles. Wieder murmelte der Baron: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.“

Er zwang den Unglücklichen, mit ihm den Tag zu verbringen, sagte ihm aber im Laufe der Stunden kein Wort des Trostes, eingedenk, daß in solchem Falle nur Stümper der Hoffnung bedürfen, der Künstler aber die herbe Bitterkeit als Beschaffenheit der Welt bis zum Grunde auskosten muß, um zuletzt als Gegensatz dazu in seinem stolzen Selbstgefühl den Trost zu finden. Abends gingen sie nach dem St. Sebastianstore, von dem aus sich ein Weg der Melancholie, bedeckt mit ehrwürdigen Trümmern, bis in die Totenstille der Campagna hinzieht. Sie sprachen wenig, nur sagte einmal Guido:

„Mein Geschäft in Cöln hat die Firma: Speerting und Sohn. Der „Sohn“ ist schon mein greiser Vater, so alt ist das Haus. In seinen dumpfen Kontorstuben ist der Friede, dem ich nicht hätte entweichen sollen.“

Der Baron erwiderte erst, als sie schieden:

„In der vielbeklagten Vergänglichkeit erkennt die Masse der Menschen instinktmäßig und ohne Bewußtsein die Identität mit der eigenen Bedeutung und Existenz,

und bringt darum auch in der Kunst nur dem Vergänglichen eine leidenschaftliche Sympathie entgegen, dem Unvergänglichen zwar mit erheuchelter Ehrfurcht huldigend, aber nur, um es unbelohnt zu lassen und sich mit einem geheimen Schauder davon abzuwenden. So teilen sich für Dichter und Künstler die Wege, und wer den der Unvergänglichkeit wählt, muß auf alle Reize des vergänglichen Lebens verzichten. E la vita!"

Nicht mit lustigem Pfeifen betrat am nächsten Morgen Guido Speerting sein Atelier. Er dachte an Anselm Feuerbach, der seine „Versuchung des heiligen Antonius", nachdem sie aus purem Unverstand zurückgesandt worden, in kleine Stücke zerschnitten und diese verbrannt hatte. Guido Speerting wußte eine bessere Art und Weise, sein „Erwachen des Kindes" zu vernichten. Hatte er doch erst Tags vorher zu Annunziata gesagt: „Ich würde mein Bild, meine Zukunft, meine Kunst und meinen Ruhm unter dem Kopftuch der Madonna begraben."

Er rief die junge Bäuerin und hieß sie, ihm für das Kopftuch als Modell zu dienen. Zitternd, schamerglüht, zögerte sie einen Augenblick, zu gehorchen; allein er sah so ernst und traurig aus, daß er nichts Arges im Sinne haben konnte. Eifrig begann er zu zeichnen und zu malen, den Blick immer wieder auf das Modell richtend. Er sah aber nicht die schlanke Gestalt des fünfzehnjährigen Mädchens, nicht die weichen, wie zur Hingebung geschaffenen Formen, während die dunklen Augen und die aufgeworfenen Lippen eine keusche und doch schelmische Sprödigkeit ausdrückten. Er sah nur die Zerstörung seines Werkes, die er mit leidenschaftlichem Grimm zu Ende führte, bis er ein Gelächter aufschlagen konnte, das doch vom Lachen des vorigen Tages sehr verschieden war.

Annunziata war darüber erschreckt, allein er schenkte ihr das Bild mit einem Glückwunsch zu ihrer Vermäh-

lung. Erst ihr ausgelassener Jubel, ihre Wendungen und Biegungen, als sie unausgesetzt seine beiden Hände küssen wollte, erinnerten ihn, daß er an einen Preis gedacht hatte. Mit dem Mute und mit der Liebe für die Kunst schien jedoch auch jede sinnliche Empfänglichkeit in ihm erloschen zu sein.

Noch an demselben Tage verließ er Rom, nachdem er seinem Freunde, dem Baron Martell den letzten Vorgang erzählt hatte und von ihm mit den Worten geschieden war: „Sie werden Nachrichten von mir aus Cöln empfangen. In meinem Leben aber male ich nichts anderes mehr als Ziffern in die Kontorbücher meines Vaters."

Sechs Monate später schrieb er demselben Freunde nach Rom:

„Ich bin in voller Tätigkeit in meinem neuen Atelier. Die Entwürfe drängen sich in meinem Kopfe, die Arbeiten auf meiner Staffelei. Was wollen Sie? Man ist nicht der Herr des Schaffens, sondern sein Sklave. Der Weltgeist will durchaus, daß die Kunst fortbestehe und wir sind willenlose Werkzeuge in seiner Hand. Wie wäre es sonst auch möglich, daß sich gegenüber dem frechen Hohn der Welt und inmitten der bittersten Enttäuschungen die Kunst überhaupt noch fortsetzte? Ich arbeite, weil ich muß, ich kann der Seligkeit, die täglich in meinem Innern aufgeht und nach außen drängt, nicht widerstehen. Anerkennung für meine Leistungen hoffe ich nicht, so lange ich lebe, aber eins ist mir völlige Gewißheit: die Nachwelt wird meine Sachen niemals begraben, nicht einmal unter dem „Kopftuch einer Madonna".

# Aus dem Nachlaß.

## Tagebuchblätter. König Ewig.

## Selbstgespräch.

Mir glänzt kein Stern, mir schallt kein Ton,
Als schlöß' mich ein die Grube schon;
Doch trägt mich eine Welt, die nicht
Bedarf der Erde Laut und Licht.

In meiner grausen Lebensnacht
Hab' ich die Sonne mir erdacht,
In meinem Reich, das ohne Klang,
Erfreut mein Herz mich mit Gesang.

*

Die Entsagung in Du Boys-Reymonds Bekenntnis: „Ignorabimus!" kann mit der reinsten Beruhigung einhergehen, schon deshalb, weil zu wissen, daß und warum man nicht weiß, Wissen ist.

*

Die größten Taten des Gedankens wurden überall dadurch vollbracht, daß die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimnis bleiben wird.

*

Das Elend der Welt ist nicht zu überwinden, und sein Anblick läßt selbst im Herzen des einzelnen, auch wenn er zufällig nicht persönlich darunter zu leiden hat, das Glück nicht leicht aufkommen. — Das Elend der Welt

jedoch, wie es sich im realistischen Drama und Roman darstellen will, ist leicht zu überwinden, weil sich das erfundene Elend bald als eine elende Erfindung enthüllt.

*

Das Gemeine muß man schweigend verachten, denn eine Diskussion darüber mit dem Gemeinen ist nutzlos und erregt nur neuen Verdruß über neue Gemeinheit.

*

Flache Menschen huldigen in der Kunst der Zeit, denkende Menschen der Ewigkeit.

*

Die religiösen Dogmen sind ein Magazin fertiger Kleidungsstücke, während der Geist eigentlich nur tragen sollte, was er sich selbst nach seinem eigenen Maße gearbeitet hat.

*

Man erläßt die Rundfrage: „Welches sind die besten Bücher?" — Ich habe keine andere Antwort als: Die A-B-C-Bücher. —

*

Welches sind die besten Röcke, jedermann angemessen, die besten Arzneien für jeden Kranken, die besten Speisen für jeden Magen? Genau so zweckdienlich sind diese Fragen wie die vorgenannte Hauptfrage. In geistiger Beziehung läßt sich nur allgemein machen, was dem gesunden Menschenverstande dient, der bei allen, die welchen haben, derselbe ist. Der Genuß an der Literatur jedoch fordert Einbildungskraft, Gemüt, Ver-

nunft und Geschmack, Seelenfunktionen, die bei allen Menschen, nach Quantität und Qualität, verschieden sind. Beruf und Neigung bewirkten, daß ich so ziemlich alle namhaften Schriftsteller aller Völker gelesen habe. Förderlich auf mich wirkten infolge meiner besonderen Art und Natur: Homer, Seneca, Kant, Shakespeare, Goethe, Walter Scott und die Franzosen von 1830—48. Als Tollhäusler erschiene ich mir, brächte ich dieselbe Liste für alle Welt vor: Gewerbsleute, Aristokraten, Soldaten, Landbewohner, Stadtherren usw. Selbst von den Berufsgenossen, den Dichtern, hat jeder andere intellektuelle Bedürfnisse zu befriedigen und sucht instinktmäßig, was seiner Art zuträglich ist. Der angegebene Zweck wäre lobenswert, das geplante Mittel ist von kolossaler Unzulänglichkeit. Man lasse doch den Irrtum, Bücher für alle Welt zu empfehlen, den Engländern. Bei diesen hat die Idee doch eher Berechtigung. Denn die Nation besitzt keinen philosophischen Weltüberblick. Für eine bornierte Weltanschauung ist es möglich, bestimmte Bücher zu finden, die hineinpassen. Die deutsche Nachahmung wäre eitel Buchmacherei.

*

Eins steht unter allen Umständen fest: der Betrug der Natur, durch welchen sie aus unserem Verstande und unseren Sinnen Erscheinungen schafft und uns zwingt, sie für eine an und für sich bestehende Außenwelt zu halten. Dieser Betrug bezieht sich eben nur auf Verstand und Sinne, d. h. auf die Endlichkeit. Neben diesen beiden aber hat der Mensch ein Drittes: das Gefühl, und dieses ist im Gegensatz zu dem Resultat der Gehirnfunktionen die Unendlichkeit. Im Gefühl, sei es die Liebe oder die Empfindung des Schönen oder der erhabene Aufschwung zum selbstverleugnenden Opfer, wird uns

das Unendliche Bewußtsein, zwar ohne irdische Erklärung, aber mit der Ueberzeugung, daß dem Trug und dem Betrug der Welt gegenüber, zum Trotz also gegen das Sein, das Nichtseiende, das Unendliche die wahre Realität sei.

*

Eine der stärksten Ankündigungen, vielleicht deutlicher noch als Talent und Genie, daß die alles Irdische sprengen wollende Macht im Menschen selbst und sonst nirgends vorhanden, ist die Liebe, wenn sie in ihren letzten unbestimmten Wünschen und Zielen ebenfalls über das Irdische, d. h. über den Geschlechtstrieb der Natur hinausgeht. Wir empfinden, daß in diesem unnennbaren, unaussprechlichen, mit keinem Worte erschöpfend zu bezeichnenden Gefühle das Geheimnis der Ewigkeit liegt, wie sich denn auch das Wort „ewig", die Vorstellung eines von Zeit und Raum unabhängigen Seins, immer unwillkürlich an diese Empfindung knüpft. Ihre Freuden und Schmerzen sind unverständlich und immer durcheinander gemischt, immer bittere Wonne und süßes Leid, ein unendliches Weh verkündigt beständig, daß eine unendliche Freude nicht zu ihrer Verwirklichung kommen kann. Das ist die wahre Metaphysik der Liebe, wenn auch nur so weit, als das Unendliche, die höhere Macht überhaupt sagbar ist.

*

Der aus dem „Katechismus" zitierte Satz ist unumstößlich wahr: „Unser Gefühl sagt uns mit aller Entschiedenheit, daß außerhalb unserer Erfahrung und Einsicht noch etwas vorhanden sein muß, eine höhere Macht." Der Irrtum beginnt erst, wenn diese „Macht" auf die Dinge dieser Erde bezogen wird, auf Glück und Unglück, auf Schicksale der eigenen Person oder der

Welt. Denn da jene Macht eine Verneinung, Verschmähung und Verwerfung des Erdenseins ist, so kann sie den seienden Dingen, deren Charakter und Geschehen ganz von der Kausalität, dem Gesetze des irdischen Seins, notwendig bedingt sind, nicht zu Hilfe kommen. Feuerbach, der Maler, sagt: „Von der Gottheit nichts verlangen als sie selber, würde wohl das richtige sein.“

*

„Ich glaube nicht mehr, daß unter allen Umständen Wahrheit das größte Glück sei. Es gibt eine Wahrheit, die zu ertragen unser menschliches Herz einfach nicht konstruiert ist. Mir scheint dies eine Verwechselung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit zu sein. Es gibt wirkliche Erfahrungen und Schicksale, unter denen fast jedes menschliche Herz zusammenbrechen muß. Das ist aber eben die Wirklichkeit. Hinter ihr liegt unerkannt und im Gegensatz dazu die ewig verborgene Wahrheit: Zweck und Ursache des Daseins. Alle sehnsuchtsvollen Wünsche, mögen sie auch dem beschränkten Herzen auf durch die Wirklichkeit erreichbare irdische Dinge gerichtet scheinen, sind unbewußt in ihrem tiefsten Kern auf die unerreichbare Erkenntnis des Unendlichen, also auf die Wahrheit gerichtet. Wäre diese positiv offenbar, während sie sich dem denkenden Geist nur negativ darstellt, daß es nämlich besser wäre, nicht zu sein, so bekäme auch das Herz ein anderes Ziel, eine andere Richtung oder vielmehr seine Leidenschaft für die Wirklichkeit hörte auf, weil es in der Wahrheit die Erfüllung aller seiner Wünsche fände.

*

Als meine Sinne noch in normaler Beschaffenheit waren, habe ich auch das Ungewöhnliche, das die Natur

brachte, mit Genuß in mich aufgenommen. Seltene Hitze oder Kälte stimmte mich zu einem freudigen Nachdenken als Zeichen des aller Forschung und Wissenschaft trotzenden Geheimnisses, von welchem alles Leben eingeschlossen ist. Das Geheimnis ist zugleich die auf diesem Planeten nicht zu erreichende Seligkeit; wenn man aber nur gesunde Sinne hat, und die Natur genießen kann, dann bringt sie eben mit dem Bewußtsein, daß in ihren Erscheinungen sich etwas Unendliches ausdrückt, nämlich jene unbekannte Seligkeit, auch dem Unglücklichsten ein Glück ins Herz.

*

Das Seltenste ist ein Charakter, den man beständig in seiner Nähe haben möchte ohne den geringsten Anspruch an sein Herz oder seine Handlungsweise.

*

Was ist alles literarische Begegnen und Verkehren? Hat man sich, wenn auch nur einen Augenblick lang, persönlich und freundschaftlich auf der Höhe eines Interesses zusammengefunden, welches weder von dem Eigennutz noch von dem Zwecke der Welt, sondern vom Bewußtsein gegenseitiger rein menschlicher Bedeutung eingeflößt wurde, so hat man einander das Beste gegeben, was man hat.

*

Alle sozialen Theoretiker ruhen auf der falschen Voraussetzung, daß sich der Wunsch Neros umkehren ließe. Dieser wünschte der ganzen Menschheit einen einzigen Kopf, um ihn abzuschlagen, die Ideologen wollen

der ganzen Menschheit einen einzigen Kopf aufsetzen, um ihn mit einer und derselben Einsicht zu durchleuchten, ohne zu ahnen, daß das Vernunftleben der Menschheit eine geistige Anarchie ist, in welcher jedes denkende Individuum zu einer besondern für sich bestehenden Weltanschauung gelangt.

*

Ich lese jetzt nur Schriften, die sich auf Kant beziehen, bald mit Vergnügen, bald mit Aerger. Eine Darstellung in rein poetischer, belletristischer Redeweise, um den Gewinn der Kantschen Lehre für das individuelle Leben festzustellen, fehlt durchaus. Dieser Gewinn stützt sich zur Hälfte auf die so oft verworfene und als Abfall bezeichnete „Kritik der praktischen Vernunft". Allein auch in ihr ist ein heiliger Kern, der nicht mit verworfen werden darf: die Kausalität durch Freiheit. Dieser Punkt begründet den Pessimismus tiefer als der ganze Schopenhauer. Selbstsucht und Egoismus, die brutalste Gewalt des Eigennutzes, sind das Natürliche, und im Gang der Kausalität oder mit einem andern Namen der Naturnotwendigkeit, liegt absolut nichts, was den Hungrigen zwingen könnte, das Stück Brod, das er allein zur Sättigung hat, einem andern Hungrigen zu überlassen. Bloß als Naturfaktum betrachtet, ist ein solcher Vorgang der Wahnsinn, weil im Widerspruch mit der Kausalität der Natur. Die Kausalität durch Freiheit, das Opfer des Brodes nach einem nicht irdischen, sondern überirdischen, also unerklärlichen Motiv ist somit der Widerstreit gegen die Natur, und da in dieser Natur alles enthalten ist, was man die Welt nennt, so ist diese in den Augen der Sittlichkeit das Schlechte, Verdammliche, das pessimistisch anzuschauende S e i n. Diese Seite Kants ist für die Allgemeinheit noch nicht behandelt worden.

Die Kultur eines Staates wird nicht durch den Prunk seiner Großen und Reichen bewiesen, sondern durch die Gratisgenüsse, die er dem Volke zuwendet, die schönen Straßen, die gepflegten, öffentlichen Gärten. — Der Aufwand des französischen Adels früherer Zeiten war der Luxus in seiner Gemeinheit, der Aufwand für das Volk ist der Adel des Luxus.

*

Philosophie hat äußerlich betrachtet eigentlich wenig Wert. Die Menschen denken nicht mit und nicht nach, sie ändert nichts am Verlauf der Welt, gibt den Ereignissen keine Weisheit und würde ohne ein einziges Ergebnis gar nicht in diese Welt gehören. Das einzige Ergebnis aber ist, daß sie dem allerengsten Lebenskreis des Philosophen selbst eine höhere Tonart verleiht, wodurch aus den unvermeidlichen Entbehrungen, Schmerzen und Stürmen nicht wilde Leidenschaft, sondern der entsagende Friede herausklingt, selbst wenn die einzelnen Personen seiner Umgebung sich der Grundursache ihres stillen Dahinwandelns nicht bewußt sind.

*

Der sozialistische Traum besteht nur aus einer falschen Adresse: statt an einen Gott im Himmel wird an den Staat auf Erden die Gebetformel gerichtet: Gib uns unser täglich Brot. Dieser hilft so wenig wie jener, denn die Omnipotenz des Staates ist dieselbe Fiktion, wie die Omnipotenz Gottes.

*

Gewiß ist Schumann ein tief ergreifender Sänger des Schmerzes und der Leidenschaft. Vergleiche ich aber Lieder wie „Widmung“ und „Ich grolle nicht“ mit

Schuberts „Mein Aufenthalt“, so spricht in jenen der peinliche Nervengeist, der bei aufgeregtem Herzen den ganzen Körper durchzuckt, während im genannten Liede Schuberts ein unsägliches Weh zugleich einen Friedensklang besitzt, der beruhigt und beseligt. Solche Musik scheint mir eher als die Schumanns an das Unendliche, Unsagbare zu streifen und deshalb eher eine klassische genannt werden zu können. . . . Auf seinem Denkmal im Wiener Stadtpark blickt Schubert zum Himmel. Dies scheint mir keine richtige Charakteristik. Sein Lied ist Erdenlust und Erdenschmerz, wie Beethovens Lied Himmelsahnung und Himmelssturm. Schubert hat nicht ins Blaue, sondern ins Grüne geschaut.

*

Faßt man das Leben der Philosophen und Dichter ins Auge, so hat man neben jenem metaphysischen Pessimismus, welcher durch die Schranken der Natur und folglich des Denkens begründet wird, auch allen Grund zum praktischen Pessimismus, zur Trauer nämlich über das Verhältnis alles geistigen Lebens, aller Kunst zum blödsinnigen, von gemeinen Leidenschaften beherrschten Treiben der Menschenwelt. Jeder Künstler muß unglücklich sein, weil jedem von der Welt Unrecht geschieht, ausgenommen wenn er ihr zu Liebe seine Kunst zurecht macht, also von der Kunst abfällt.

*

Dogma ist jede als Wahrheit sich ausgebende Behauptung, welche kein Mensch tatsächlich erfahren kann, welche niemals auf Erden Erfahrung werden kann. — Auch „Feigheit“ ist ein bloßes Dogma, wenn jede Furcht oder Klage dafür genommen wird. Der Mut hat nur

dann eine respektable Bedeutung, wenn ein geistiger Zweck, eine Idee durch ihn zur Geltung kommt.

*

Alle Philosophie hat sich darauf zu beschränken, dasjenige zum Schwerpunkt der Welt zu machen, was nicht in ihr selbst vorhanden ist, sondern nur im geheimnisvollen Innern des Menschen.

*

Edlere Wesen sind dankbarer für dasjenige, was sie andern leisten als für dasjenige, was sie von denselben empfangen.

*

Man gibt selten mit Absicht und Willen, so viel, als man bloß durch seine Persönlichkeit zuweilen absichts- und willenlos gibt.

*

Man darf den Menschen am wenigsten die Freude verderben, die sie einem machen wollen.

*

Schwaches Gedächtnis ist ein Symptom des Glücks. Unglück prägt sich tief ein und lehrt alle wichtigen Worte und Ereignisse in der Seele zu behalten.

*

Die echte Philosophie ist ein einfaches, kindlich plauderndes Dornröschen für diejenigen, deren Herzensgrund einem edlen Interesse offen steht. Nur der Weg zu

diesem einfachen Wesen ist wild verwachsenes, wirres Gestrüpp, aber ein guter Führer hebt darüber hinweg.

*

Gesteht man den Frauen überhaupt zu, künstlerisch schaffen zu dürfen, so ist man verpflichtet, bei ihren Werken vom Geschlecht des Hervorbringers abzusehen. Eine konventionelle, eine schickliche Frauenkunst gibt es nicht. Freilich hört mit dem künstlerischen Schaffen die Frau auf.

*

Eine liebenswürdige Natur ist etwas höheres als die angewöhnte Liebenswürdigkeit, wo es sich bloß um Unterhaltung handelt. Eine liebenswürdige Natur legt in den Umgang mit Menschen all den Reiz, den eine solche Natur zufällig nicht als Poesie auszudrücken vermag.

*

Man wird geboren, um für andere zu leben. Das ist der große Wucherprozeß der Natur, die für das kärgliche Darlehen des Lebens, das sie gibt und immer zu bald zurückfordert, in zu erfüllenden Pflichten und Tätigkeiten tausendfältige Verzinsung verlangt.

*

Worte aus der Ferne geschrieben sind in Angelegenheiten der Seele immer gefährlich, weil ihnen Ton, Geberde, Miene, kurz das unnennbare Fluidum der Persönlichkeit fehlt, was solchen Worten erst ihre unbezweifelbare Bedeutung aufprägt.

*

Was dem Herzen am nächsten und natürlichsten scheint, das muß gerade dem Leben am schwersten abgerungen werden.

*

Die Pein der Erwartung vermehrt sich in dem Maße, als die Frist bis zur Entscheidung sich verringert. Man wartet mit Geduld einen Monat, mit Ungeduld eine Woche und mit Höllenqual wenige Stunden.

*

Alles, was ist, wäre besser nicht, und das fortwährende Vergehen ist zugleich eine Kritik des Bestehenden.

*

Die Welt fordert nicht den Menschen, sondern nur seine Tätigkeit, während die Tätigkeit eines bedeutenden Menschen sich nicht auf die Welt erstreckt, nur auf dasjenige, was sie nicht brauchen kann, auf die Pflege des eigenen Innern.

*

Es ist der größte Fortschritt der Geschichte, daß es keine Helden im höchsten Sinne mehr geben kann. Die einzelne Tat umschließt nicht mehr den ganzen Inhalt des Zeitgeistes.

*

Jeder Herrscher, der sich als solcher behaupten will, muß in gewissem Sinne ein Sklave sein. Ein freier Mann kann man nur unter freien Männern sein; unter Gebundenen ist man selbst gebunden, eben durch das, wodurch man sie binden muß. Pflichten, die man ihnen auferlegt, bedingen Pflichten, die man gegen sie erfüllen muß.

*

Tolstoj ist ein wahrer Dichter, der leider mit religiösem Wahnsinn behaftet ist oder sich vielleicht aus Ruhmsucht willkürlich in einen solchen einhüllt. Um diesen Wahnsinn annehmbar zu machen, gibt er ihm eine Wendung ins Sozialistische, d. h. in die allgemeine Menschenfreundlichkeit. Er übersieht dabei, daß das Herz, wo es wirklich tätig ist, keine Prinzipien auskramt, sondern von Fall zu Fall handelt nach angeborener Güte und mit Unterstützung einigen Verstandes.

*

Eins steht fest: so lange es Krieg gibt, hört die Menschheit nicht auf, Bestie zu sein. Sollen wir abermals einer listigen Ironie der Weltgeschichte zum Opfer fallen? Denn der Militarismus, der bewaffnete Gegner des gewaltsamen Umsturzes, arbeitet demselben mit allen Kräften in die Hände. Der Militarismus ist darauf bedacht, eine ungeheure Volkskraft, bestehend aus Arbeitszeit, Körperstärke und Geld für sich allein zu absorbieren und zu überspannen. Der überheizte Kessel muß endlich springen und die Explosion nennt sich Anarchie. Allerdings bildet sich der Militarismus ein, er werde sie — über den Haufen schießen. Das ist aber gerade die listige Ironie der Weltgeschichte, daß sie diejenigen zu unbewußten Werkzeugen der verderblichsten Zwecke macht, welche diese Zwecke am grimmigsten zu bekämpfen glauben.

*

Jeder Mensch ist für den andern ein Irrtum. Jeder, der denkt, muß nach seiner Besonderheit in den innersten Beziehungen des Geistes, der Sittlichkeit, des allgemeinen Lebens etwas anderes für wahr halten. Der Verkehr zwischen den Menschen ist überhaupt nur durch das Uebereinkommen möglich, etwas Bestimmtes gemeinsam als die Wahrheit anzusehen, also ohne weiter darüber

zu streiten. Dies dient zugleich der angeborenen Bequemlichkeit, welche die Vernunft nicht durch Denken anstrengen will, sondern lieber etwas Fertiggestelltes ein- für allemal als das richtige festsetzt.

*

Meine Weltanschauung ist eine Philosophie der Verneinung oder die Verwandlung des Positiven in das Negative und umgekehrt. Wird mit dem Willen zum Leben alles, was besteht, die Welt, negiert, weil in ihm die Wahrheit nicht enthalten ist, so bleibt nichts übrig als die pure Negation, das reine Nichts. Dieses ist aber ein solches nur für den menschlichen Intellekt, der nur soviel davon begreift, daß im Nichts die Wahrheit enthalten sein muß, weil sie in allem Sein nicht enthalten ist. Darum hütet er sich auch, dem Nichts eine Bestimmung, eine Eigenschaft, eine Bezeichnung beizulegen, weil das Nichts dadurch in die irdische Nichtigkeit herabgesetzt würde und aufhörte, die Wahrheit zu sein. So vollzieht sich diese Umkehr: das Nichts ist das eigentlich Positive oder die Wahrheit, und die Wirklichkeit, das scheinbar Positive, ist wert, daß es zugrunde gehe, daß es verneint, negiert werde. Das menschliche Erkennungszeichen des Nichts oder der Wahrheit ist einzig und allein die Sehnsucht, die sich in aller Kunst ausspricht, die sich von der Welt abwendet und der Wahrheit zustrebt, oder die Sittlichkeit, welche diese Abkehr von der Welt oder die Ueberwindung der Natur durch das Opfer aktiv betätigt. Da aber der Drang nach dem Künstlerischen, wie nach dem Ethischen eine Freudigkeit in sich schließt, die, weil aus dem Nichts oder der unerforschlichen Wahrheit stammend, nicht weiter erklärt und begründet werden kann, so ist dieser grundlose Optimismus die notwendige und einzig mögliche Ergänzung der Weltverneinung, des Pessimismus.

*

Die Welt ist eine Erscheinung, die ausschließlich subjektiv zustande kommt, während ihr Wesen, was sie an und für sich sei, ohne daß ein Gehirn sie produzierte, ewig unerkannt bleibt. Es wirkt ein unbekanntes Etwas auf die Sinne, die ihren Nervenursprung im Gehirn haben. Im Gehirn sitzt auch der Verstand, der die Sinneseindrücke nach außen verlegt, das heißt zu einem wahrgenommenen Gegenstande zusammensetzt. Die arme Kreatur ist fortwährend dem Betrug ausgesetzt, ihre Sinneseindrücke und ihre Verstandesfunktion für eine Außenwelt zu halten und dieser zugleich Eigenschaften zuzuschreiben, deren reales Vorhandensein gar nicht bewiesen werden kann, sondern nur eine Wirkung unbekannter Ursachen auf unsere Sinne ist. Ein Stück Zucker ist weder weiß noch süß. Beide Eigenschaften legen w i r , unser Auge, unsere Zunge dem an sich unbekannten Gegenstande bei. Daraus folgt, daß die Welt an und für sich ein Unerkennbares ist, in seiner Erscheinung aber ausschließlich ein Produkt der animalischen Organisation. Mit dem Untergang der Planeten durch Zurückfallen in den Sonnenkörper hört vor allem alle Organisation auf und somit auch die Welt. Wenn diese nämlich nicht mehr Vorstellung oder Produkt von Organismen ist, so wird die Welt zum puren Nichts oder zum Unvorstellbaren.

*

Wäre der Welt zu helfen, so hätte Christus nicht gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", womit gemeint ist, daß der Geist nicht die Welt, sondern nur den einzelnen erlösen kann, und zwar eben durch Abkehr von der Welt, durch Ueberwindung der Welt, der weltlichen Bestrebungen und Begierden. . . . Aus den Berichten über „die Religion der Moral" von Salter geht hervor, daß das Buch auf dem Dogma einer möglichen Verallgemeinerung der Moral beruht, wenn man diese

den Menschen nur gehörig einbläute und sie auf die Nützlichkeit derselben für alle Welt aufmerksam machte. Man kann aber die Leute nicht dadurch satt machen, daß man sie kochen lehrt, wenn das Material dazu nicht ihr Eigentum ist, man kann die Leute nicht dadurch vernünftig machen, daß man ihnen Vernunft predigt oder sie die Anwendung der Vernunft lehrt, wenn sie von Natur aus keine haben. Von Natur aus haben nur einzelne, höher geartete Menschen die aus Vernunft hervorgehende Moral, welche Opfer bringt, um andern nützlich zu werden. Gebieten kann diese Moral weder der Staat, noch mit Erfolg der Prediger. Denn bei der Gesamtheit der Menschen verlangt vor allem die gemeine Natur ihr Recht und das höhere, über die Natur erhabene, übersinnliche Gefühl des Mitleids mit den andern kann nicht durch Vorschriften und Predigten geschaffen werden, wenn es nicht vorhanden ist. Der Hungrige, der sich zu Tische setzt — das bedarf weiter keiner Erklärung, das ist die gemeine Natur. Der Hungrige jedoch, der einen andern an den Tisch setzt und selbst weiter hungert — das bedarf einer Erklärung, das geht über die gemeine Natur hinaus, das ist das pure Wunder. Und dieses Uebersinnliche, Unaussprechliche, Unendliche verlangen die Moralprediger von der „Fabrikware der Natur", von Massen, von gewissen Ständen und Schichten der Gesellschaft zugunsten der anderen Klassen. Die Gesellschaft gibt bezügliche Gesetze zum Wohle der Gesamtheit nur, wenn sie sich selbst retten muß, wenn es ihr an den Kragen geht, wenn ihr die Revolution das Messer an die Kehle setzt. Dann ist es aber nicht Einsicht, nicht Sittlichkeit, nicht Vernunft und Moral, was diese Gesetze gibt, sondern der Nutzen, welcher allein die Welt regiert, und sie werden auch gleich wieder aufgehoben, sobald es ohne Gefahr für das Bestehen der Gesellschaft geschehen kann.

*

Man nennt die Ehe „das Heiligste, was es auf Erden geben kann, die unverbrüchliche Vereinigung zweier Menschen“. Nun ist aber nach meiner Ansicht die christliche, jüdische und abendländische Ehe überhaupt die unsittlichste Institution, die es auf Erden geben kann. Sie wird geschlossen auf Grund eines guten Glaubens, einer unwillkürlichen Lüge. Zwei Menschen schwören bei allem, was ihnen heilig ist, sich für ewig treu anzugehören; sie verfügen also über etwas, worüber sie gar kein Verfügungsrecht haben, über die Zukunft ihrer Herzen. Die Treue ist keine Tugend, sondern ein Glück. Die aus Grundsätzen erzwungene Treue verdient nicht mehr diesen Namen. Zwei Menschen, die sich miteinander verbinden und deren Herzen lebenslang nicht mehr von einander loskommen können, wären die Glücklichsten auf Erden, wenn die Verbindung aus freier Liebe geschlossen wäre. Das Glücksgefühl müßte unendlich erhöht sein, weil sie die Freiheit hätten, ohne jegliche üble Konsequenz, ohne Verantwortung vor der Welt jeden Augenblick auseinander zu gehen. Die Furcht vor der Welt hält die ungeheure Mehrzahl der Ehen beisammen und hilft aus der ursprünglich ohnehin schon unsittlichen Vereinigung die unsittlichen Früchte der Lüge, Heuchelei, Geheimtuerei, Intrige, der moralischen Untreue in Form der erzwungenen Treue hervorgehen zu lassen. Freie Liebe wäre die einzige sittliche Vereinigung der Geschlechter, allein sie wäre weltlich unmöglich wegen der Erziehung der Kinder. Und hierin zeigt sich wieder die jämmerliche Unvollkommenheit aller irdischen Zustände, welche nur durch den Schein, durch eine Fiktion aufrecht erhalten werden können. Die bürgerliche Ehe ist Unwahrheit, weil sie täuschend und getäuscht das selten vorkommende Ideal gleichen Seelenzustandes zweier Menschen zu einem Gesetz macht und dadurch als immer und überall bestehend proklamiert, was das Schicksal nur ausnahmsweise hie und da einmal verwirklicht.

*

Ich bin vom Indischen sehr zurückgekommen. Das Wunder, daß diesem Volke die Erkenntnistheorie so früh aufging, muß immer in Erstaunen setzen. In der Seelentheorie aber verfällt das Indische demselben Aberglauben wie alle Religionen: die Seele für eine wesenhafte individuelle Potenz zu halten, die nach dem Tode besondere individuelle Schicksale hätte, während sie doch dieselbe vergängliche Lebenserscheinung ist wie das menschliche Angesicht.

*

Die Geschichte reiht nicht bloß die Erzählung blutiger Tatsachen aneinander, sondern hauptsächlich die Ideen der Vernunft, welche eine Zeitlang die Welt oder maßgebende Kreise derselben beherrschten. Selbst in der rohesten Handlung der Gesamtheit, wodurch die Handlung eben Geschichte wird, liegt eine Idee verborgen. Da nun ein Raubtier keine Ideen hat, so ist sein Traum auch nicht Geschichte. Diese ist vielmehr eine lückenlose Kette tragischen Untergangs von Ideen. Tragisch ist dieser Untergang, weil so viele einer Idee Gut und Leben und alles übrige persönliche Empfinden geopfert haben, im Wahne, diese Idee allein wäre das richtige, während sich zuletzt immer wieder herausstellt, daß die Verwirklichung der Idee, die ersehnte Welterlösung nicht mit sich führt. Ein Gebot, eine Einsicht, ein Sollen läßt sich aus dieser Erkenntnis nicht schöpfen, denn die Geschichte vollzieht sich nicht nach Prinzipien, wie es zugehen sollte, sondern nach einer in ihrem Zweck und Grund unerkennbaren, in den Tatsachen aber unvermeidlichen und unausbleiblichen Notwendigkeit. In ihren Zwang ist die Welt wie in einen Kerker eingefangen, und nur der Selbstbetrug des einzelnen, als ob er persönliche Freiheit hätte, führt darüber hinaus und macht das Leben erträglich. Hebbels Phrase: „Die Geschichte ist der Traum eines Raubtiers" ist geistreich schillernd und im

Grunde geistlos. Den fortwährenden tragischen Untergang der Ideen hat noch kein Geschichtswerk so lebhaft dargestellt, wie Lamartines „Histoire des Girondins".

*

Am merkwürdigsten unter den französischen Sozialisten ist mir der wenig genannte und noch weniger bekannte Bazard, der wenigstens mit scharfer Logik die Abschaffung des Erbrechtes als Heilmittel proklamiert. . . . Zuletzt aber scheitert die Idee, wie bei allen sozialistischen Systemen an dem Widerstande der Individuen gegen eine fabriksmäßige Erziehung des Menschengeschlechtes, gegen die Aufopferung der individuellen Freiheit, lieber aus seliger Faulheit zu verhungern, als ohne Befriedigung des geheimsten individuellen Seelentriebes für andere zu arbeiten. Die Menschheit bleibt ewig gleich erbärmlich; schön und heilig ist bloß, was stirbt: der einzelne Mensch.

*

Philosophie in Spinoza für vollendet halten, das heißt die Beschaffenheit der Erde nach einer Geographie beurteilen, die vor der Entdeckung Amerikas verfaßt wurde.

*

Ein Göttliches gibt es allerdings auf Erden, welches sich ohne Namen und ohne Eigenschaften dem Gemüte offenbart: die innere Nötigung, anderen Gutes zu tun oder ihnen Vergnügen zu bereiten. Das Beten, Kirchengehen und Evangeliumlesen raubt den Gläubigen viele Zeit und viele Mittel, um der wahren Religion nachzukommen, nämlich den sittlichen Geboten des eigenen Gemütes.

*

Wie jeder einzelne Mensch eine Ausnahme von den Regeln ist, die man über das Menschentum im allgemeinen aufgestellt hat, so entzieht sich auch jedes einzelne Lebensverhältnis allem Weisheitskram, durch den man das Leben überhaupt zu verstehen glaubt.

*

Von denjenigen sich zurückziehen, denen man unter keinen Umständen, nicht einmal durch seine Gegenwart helfen kann, ist weniger Egoismus als es scheint, denn man erhält sich dadurch Geist und Gemüt in der Disposition, in der Frische, um andern helfen zu können, die es dankbar empfinden. Rücksichten binden sehr stark, aber meistens nur wie der Kreidestrich die Henne bindet, die ihn nicht übersteigen zu können des festen Glaubens ist. Häufig sind auch die Naturen, die heroische Entschlußkraft haben, eine Kette zu sprengen, aber nicht den Mut besitzen, Zwirnfäden zu zerreißen.

*

Der Kopf vergißt sogleich und für immer dasjenige, was er begriffen hat, wenn er es nicht auch ergriffen hat.

*

Die Feinheit der Lebensformen bildet die Aesthetik des täglichen Lebens und ist darum einer künstlerisch angelegten Natur unerläßliches Lebensbedürfnis.

*

Man muß von Personen, die man lieb hat, sich niemals ein Bild ohne Rahmen machen, man muß sich den Rahmen mitdenken, mit welchem Charakter und Lebensverhältnisse sie umschränken und beschränken, sonst ver-

dirbt man sich durch ungemessene Forderungen an sie die Liebe zu ihnen.

*

Ich habe immer gefunden, daß nach tiefem Denken über die höchsten Fragen die gewöhnlichsten Lebensgenüsse viel besser schmecken, daß man noch umspült von dem Wellenschlag des Ewigen, in welchem man die Seele eben gebadet hat, die Freuden des Alltags, als wären sie ebenfalls unvergängliche, tiefer empfindet. Sonnenschein, Spaziergang, das Lachen und Plaudern geliebter Kinder löst sich dann gleichsam von unserer Persönlichkeit los und wird als ein beständiges Besitztum der Welt gefühlt, so lange es eben Generationen geben wird.

*

Charaktere lassen sich so wenig wie andere Naturgesetze, wie der Gang des Wetters, durch Wünsche und Vernunftgründe verändern. Daraus geht die schauerliche Trennung hervor, die oft zwischen den Nächsten sich ausdehnt.

*

Ein Wesen, das sich in seinem Glauben fest und behaglich eingerichtet hat und dadurch glücklich ist, beweist meinen alten Satz, daß das Glück die Rechenprobe der Weisheit ist. Was einen Menschen glücklich macht, das ist für ihn auch wahr und alle Weisheit soll ja nur der Ausdruck der Wahrheit sein.

*

Am fernen Horizont eines jeden Lebens schwebt immer irgend eine finstere Wolke in Gestalt eines unerreichbaren Gutes oder zu befürchtenden Unglücks, genug aber, wenn unmittelbar über uns der Himmel blau ist

und eine lange Heiterkeit verspricht. Diesen blauen Himmel kann auch die materielle Sorglosigkeit verschaffen, falls sich das Gemüt nur dafür auftun will.

*

Umgang mit fein erzogenen Menschen aus uns gänzlich fremder Lebenssphäre ist ein besonderes Vergnügen, weil ein objektives Interesse bietend, ohne unsere Gefühle und Leidenschaften in Anspruch zu nehmen. Das Annehmliche, ein gutes Französisch zu hören, darf man auch nicht unterschätzen, weil keine andere Sprache durch ihre bloß linguistische Vollendung den gleichen Reiz übt. Schönes Französisch wirft über alle Dinge den Schimmer des Eleganten und Graziösen.

*

Die Pflicht ist an sich kein Lebensziel, sondern nur der tägliche Weg zu einem täglich neu beglückenden Ziele. Dieses muß also schon vorhanden sein, ehe die Pflichterfüllung, der tägliche Weg zu ihm, die Seele befriedigend ausfüllen kann.

*

Ein schöner Oktobertag schließt alle Jahreszeiten in sich. Er hat des Morgens Frühlingsstunden, des Mittags Sommerwärme, er hat die Fülle bezaubernden Herbstduftes und an den frühen Untergang all dieser Reize schließt sich rasch die Traulichkeit des häuslichen Winterabends an.

*

Es ist nicht richtig, daß Alltäglichkeitskalamitäten für große Geister Lappalien wären. Gerade große Geister müssen vom Außenleben ungestört bleiben und geraten über kleinliche und peinliche Zufälle in die größte Ver-

zweiflung, weil ihnen dadurch Stimmungen und folglich auch Gedanken und Werke totgeschlagen werden, während gewöhnliche Menschen sich mit dem Vorübergehen solcher Zufälle trösten können, die für solche Menschen keinen dauernden Schaden zurücklassen.

*

Im festen dauernden Anschluß der Gemüter aneinander gibt es eine gewisse Rücksichtslosigkeit, die ebenso himmlisch und süß ist, wie die gewöhnliche zwischen sogenannten guten Freunden grob und häßlich ist.

*

„Der Dichter soll aus seiner Erinnerung schaffen, aus demjenigen, was er geschaut hat", wurde behauptet; aber der Dichter schaut erst, während er schafft, erst im Schaffen geht ihm die Welt auf, die wirkliche wie die ideale.

*

Die Lebenswahrheit der Figuren einer Dichtung muß empfunden werden wie die Aehnlichkeit vor einem kunstvollen Porträt, wenn man die Person, die es darstellt, auch niemals gesehen hat. Die Lebenswahrheit überzeugt nur dadurch, daß sie aus dem Gemüt des Autors kommt, nicht aus dem Leben, welches nur die äußerliche Verbrämung liefert.

*

Die besten Menschen kommen nicht zur Verständigung und verfehlen sich in dem Moment, in welchem sie sich am innigsten zu fassen glauben, sobald auf der einen oder anderen Seite der Geist fehlt. Das ist auch die Ursache ehelichen Unglücks, sobald den guten Menschen zufällig ein schweres Lebensproblem geboten ist.

*

Aus Halms „Wildfeuer", ganz und gar von dem falschesten Idealismus beseelt, tritt ein einziges stark realistisches Moment hervor: das Bild des Dichters selbst, der das Stück geschaffen hat. So waren die österreichischen Beamten-Poeten 1830—48 beschaffen, aber das Spezielle Halms war, daß er allein unter ihnen Talent hatte.

*

Die Bemerkungen der Rahel (Varnhagen) über Angelus Silesius sind oft schief und unverständig und zeigen, wo diese geistreiche Sucherin ihre Schranke hatte, über die sie mit allem Geist nicht hinüberkonnte, nämlich: in einem eingefleischten Theismus. Mich selbst hat Angelus Silesius wieder sehr entzückt und meine Ueberzeugung erneuert, daß sein Geist das unausgesetzte schmerzliche Ringen ist, den Außengott des Dogmas loszuwerden durch Verwandlung in den unaussprechlichen innern Gott, in das Gefühl der Unendlichkeit.

*

Ich bin Gegner der Vivisektion. Die Wissensgier ist auch eine Gier, also Laster, Fanatismus, eine Inquisition, die dem Tiere Foltertot bereitet. Wir würden nicht zugeben, daß man gegenwärtige Menschen bei lebendigem Leibe sezieren dürfe, um künftige Menschen von einer Krankheit zu befreien. Die Vernunftlosigkeit des Tieres gibt nicht die allergeringste sittliche Berechtigung, dem Tier die schaudervollen Qualen zu bereiten, die man nicht dem Menschen zufügt. „Tat wam asi" sagt der Inder: „Alles Lebende bist du."

*

Im Menschen ist, wie ich oft sagte, die Natur mit sich selbst zerfallen. In ihm geht etwas über die Natur hinaus, das er als Schönheit, Tugend, Wahrheit bejaht,

während die Verneinung nur die Natur betrifft oder das Sein. Die Fähigkeit, über dem Endlichen ein Unendliches anzunehmen, ist schon die Bejahung, wenn sie auch keinen erklärbaren, in Begriffe und Worte zu fassenden Inhalt hat. Schon das unwillkürlich gesagte: „Ich liebe dich" ist eine Bejahung des Unendlichen.

*

Daß Dichter und Künstler ihren Charakter stets auf der Höhe ihrer Begabung halten müßten, daß die Herstellung des Göttlichen, das ihnen eben durch jene rätselhafte Gunst verliehen ist, die man die Muse nennt, auch auf ihre Handlungen übergehen müßte, ist ein holder Wahn, den Theorie und Praxis zugleich widerlegen. Der mystische Augenblick des Schaffens, der Kuß der Muse, entführt dem Dasein, Charakter und Handlungen bewähren sich bloß im Dasein. Die Muse wählt sich leider sehr oft die erbärmlichsten Seelen zu ihren Lieblingen.

*

Alles, was empfunden wird, ist absolute, nicht abzuleugnende Wirklichkeit; aber ebenso ist nicht zu leugnen, daß die Wirklichkeit für uns nichts weiter ist als Empfindung.

*

Auch der größte Schriftsteller kann keinen Eindruck machen, wenn man ihm nicht stille hält, d. h. wenn man ihm nicht eine Zeitlang ausschließlich die ganze Seele widmet. Im Konzert und im Theater gibt man sich einige Stunden lang auf solche Weise hin, sonst hat man auch keinen Eindruck; das Buch verlangt freilich statt kurzer Stunden Tage und Wochen, und dieser Prätension wollen nur wenige Menschen Genüge leisten.

*

Ich bin überzeugt, daß man der Welt unter schwerer Arbeit immer viel mehr Intelligenz gibt, als sie verlangt und verdauen kann. Unendliche Reihen von Bibliotheken ungenossenen Geistes sind bereits vorhanden nud vermehren sich täglich. Die besten Bücher der Vergangenheit und Gegenwart werden nicht gelesen. Der Mensch haßt die Vernunft gründlich und bitter, denn sie will ihm zwei seiner liebsten Güter entreißen: die Leidenschaft und die Geistesträgheit. Diese dumme Welt hat noch nicht einmal Kant begriffen, obgleich er ihr schon seit länger als 100 Jahren ein Licht aufzustecken bemüht ist. Das Licht der Vernunft versteht es nicht, wie das Kerzenlicht, die Mücken und Schmetterlinge unter den Menschen an sich zu ziehen.

*

Wenn man die Abkehr vom Leben nicht im Sinne der Kontemplation und des Quietismus auffaßt, sondern im Sinne der mönchischen Askese, dann müßte man konsequenterweise die Kunst völlig aus seinem Leben streichen, denn sowohl die Produktion als der Genuß der Kunst sind ohne Freude an der Sinnlichkeit undenkbar.

*

Der Dichter ist derjenige, dem man das Lügen gestattet, um den Preis, daß seine Lügen eine deutlichere Wahrheit enthalten, als der Wahrheitsprechende sagen kann.

*

Mit dem Glauben an das Glück, mit dem Wunsch danach, wird jeder Mensch, auch der am meisten an Prosa gebundene, zum Märchendichter, ohne es zu wissen. Es kommt für jeden der Augenblick, in welchem er endlich erfährt, daß er bloß gedichtet hat! Bei Frauen ist dieser

Moment noch schmerzlicher als beim Manne, schon weil die Erkenntnis früher eintritt als beim Manne, der noch im Alter neue Lebensgestaltungen erwarten kann.

*

Wie blaß und abgehärmt erscheint in einem Werke, das der Kunst angehören will, das bloße Geistreichsein gegenüber der Schöpferkraft wirklicher Begabung! Das Talent entdeckt neue Wahrheiten, der bloße Esprit macht alte Lügen genießbar.

*

Gedächtnis und Erinnerungsvermögen sind allerdings nicht dasselbe. Gedächtnis ist aktiv, es beruht auf einer mit Absicht durch Anstrengung, durch Lernen und Merken sich vollziehenden Tätigkeit des Geistes, Erinnerungsvermögen ist passiv, es nimmt von selbst, auch bei völliger Trägheit des Geistes, Einzelheiten zufällig in sich auf.

*

Energie und Rücksichtslosigkeit des Charakters muß jeder Mensch haben, der in Widerspruch mit den konventionellen Vorschriften der Welt gerät, sonst geriete er eben nicht in diesen Widerspruch. Rücksichtslos zu sein ist kein Vorwurf, kein Tadel, wenn die Rücksichtslosigkeit darin besteht, alle Verhältnisse zu lösen, die uns Rücksichten auferlegen wollen, welche wir nach unserer Gefühls- und Denkungsweise nicht zu nehmen fähig sind, ohne gegen uns selbst unehrlich zu werden.

*

Ich hab' mein Herz der Welt erschlossen,
Sie ging vorüber stumm und kalt;
Selbst die mir Freunde und Genossen,
Entfloh'n vor meines Grams Gewalt.

Mit Einsamkeit und mit Entbehren
Befreundet sich der Schmerz zuletzt;
Nur eines sucht er abzuwehren,
Vor einem schaudert er entsetzt:

Wenn er sich sieht von flachen Köpfen
Durchblättert leicht, als wär' er Tand;
Wenn sie aus seiner Weisheit schöpfen
Nur ihren eig'nen Unverstand.

*

## König Ewig.

### Ein Märchen.

### I.

Zu dem Paradies, das jeder gläubige Moslem zu schauen hofft, wenn ihn einst die Erde deckt, gesellt er in seinen Gedanken noch vier Paradiese, welche von Sterblichen, die dahin gelangen, sogar auf Erden selbst zu schauen wären. Das sind vier verschiedene Landstriche, zum Teil im südlichen, zum Teil im östlichen Asien gelegen, aber so versteckt, daß nicht nur selten ein Reisender, daß noch seltener die Weltgeschichte auf ihren Wegen zog. Selbst Herodot, der Völkerkundige, führt zwar die heute nicht mehr gebräuchlichen Namen der Bewohner jener irdischen Paradiese auf, weiß aber von diesen selbst keine Beschreibung zu geben, weder von der Beschaffenheit des Landes, noch von den Sitten, die dort herrschen. Nur soviel ist gewiß, daß jeder dieser Landstriche von jeher unter einem besonderen König stand und mit einem besonderen Diadem von Naturreizen geschmückt war. Die Sonnenstrahlen scheinen nur trauernd von der Herrlichkeit Abschied zu nehmen, wenn sie in das Meer sinken, und die Nacht entzündet ihre größten und ihre heim-

lichsten Sterne, damit sie mir Augen genug habe, alle die wollustvoll dahingedehnte Pracht der Landschaft einzusaugen, deren Hauch sie nicht zu fühlen braucht, denn er ist immer gleichmäßig lind und süß.

Eines von diesen Eden ist aber vor allen andern schön, und auf dem schönsten Punkt dieses Edens stand frei und groß, ohne Umgebung von andern Gebäuden, wie ein Einsiedler von Marmor, einer der Paläste des Königs. Abend war's. Der Mond schien gar nicht ablassen zu können von seinem verliebten Spiel mit den Palmen, die in ihrer ruhevollen Würde sich wenig darum kümmerten, daß er sie bald in lichte weiße Fäden, bald mit Hilfe der Wolken in ein Schattennetz einspann. Dabei war kein Laut zu vernehmen in der ungeheuren Einsamkeit als der Klagelaut, mit dem das Meer unter dem Einfluß des Mondes aufschwellte, einem Aufseufzen gleich nach dem Blumenglück, das dem Ufer gegönnt ward. Aber als sollte nichts zu klagen haben in diesem Aufenthalt für schon auf Erden Selige, war eine von den Seiten des Horizontes noch vom Abendrot umsäumt, so daß der Himmel seine Rosen Stück für Stück in die seufzenden Wellen werfen konnte.

So machte die Natur hier alles, was ihr unmittelbar angehörte, zu einem Bild von Lust und Wonne. Was ihr aber zur Hälfte vom Geiste schon entrissen und nicht mehr so ausschließlich ein Teil von ihr war, ein Menschenbild, erfüllte sie mit Trauer und Entsetzen.

Es war der König des zaubervollen Landes, der, auf den Zinnen des Palastes in weiche Kissen gebettet, die ganze Pracht übersah und dabei den Lauf der Natur bejammerte, der ihn unaufhaltsam zum nahen Grabe mit fortriß. Er war sehr alt, dieser König, und starb, weil es gegen die Natur gewesen wäre, wenn er noch länger gelebt hätte. Sein Herz aber klammerte sich gierig an das Leben, das er spät erst hatte genießen lernen, das

ihm aber dann nur ungetrübte Freudenkelche geboten hatte. Sein brechendes Auge weilte noch verlangend auf dem Reiz der Erde, und gern hätte er sich an Meer und Land und Fels geheftet, um, wie alle diese, ein Teil der Welt zu sein, und nicht bloß ihr flüchtiger Gast.

Je matter das Herz in seiner Brust schlug, je hörbarer gleichsam der Todeswurm in seinem Mark wühlte, um so mehr steigerte sich nur das Lechzen seiner Lebenslust. Er hatte die Sonne sinken sehen und fragte sich, warum es ihr vergönnt wäre, am Morgen wieder emporzutauchen, während sein Auge noch in dieser Nacht für immer verglühen wird. Er faßte eine der fremdartigen, hundertblätterigen Blumen ins Auge, an denen der Garten des Palastes so reich war, und erinnerte sich, wie er sie seit Jahren zerfallen und immer an derselben Stelle wieder aufblühen gesehen hatte. Und nun wird sie zerfallen wie er, aber um die Zeit, wo sie von einem neuen Frühling wieder geboren ersteht, wird er für immer verscharrt sein und vermodern.

Und während er dies bedachte, sendeten die Rosen stets stärkeren Duft zu ihm empor, und stets stärkeres Licht Mond und Sterne zu ihm herunter. Im balsamischen Windhauch schien selbst die Luft vor Wonne zu zittern über ihr Dasein. Die unsichtbaren Geister des Lebens in den Pflanzen und selbst im wachsenden Gestein durchzogen lustberauscht das Tal, das vor den Blicken des sterbenden Königs ausgebreitet lag, und das Rauschen des Meeres, das aus der Ferne zu ihm drang, vernahm er wie das erquickende Atemholen der Schöpfung. Einen Augenblick lang dünkte es dem Sterbenden eine Unmöglichkeit, zu sterben. Er machte eine Anstrengung, sich von seinen Kissen zu erheben. Als ihn aber dabei lähmendes Weh durchbohrte und er in die Kissen zurücksinken mußte, schlug er die Hände vor das Antlitz. Ihm war es, als hätte er in diesem Augenblicke das schauerliche Gerippe des Todes grinsend und mit weitausgrei-

fenden Knochenbeinen durch die Landschaft schreiten sehen.

Auf eine Handbewegung von ihm sanken Hüllen von Damast nieder, die ihm den Anblick des Tales verbargen. Es widerstrebte ihm, die üppige Natur zu schauen, während er verurteilt war, das Entsetzen vor dem Tode zu empfinden, das ihn durchfror. Einem Wink von ihm gehorchend trugen ihn schwarze Sklaven in die Gemächer seiner Frauen zurück. Aber es waren nicht die marmorbleichen, hohen Schönheiten Griechenlands, noch die Sammetwangen abessinischer Weiber, noch die aus Rosen und Lilien gebauten Cirkassierinnen, bei denen er einen letzten Erdentrost suchte. Man ließ ihn auf sein Geheiß in einem Raum nieder, wo eingehüllt in die Gewebe Indiens und unter Purpurvorhängen ein ruhig atmendes Kindlein schlief.

Finster aber wie bisher blieb vorerst die Miene, mit der er es betrachtete. Auch hier ein Lenz, sagte er sich. Dem eben verlassenen gleich, auch hier Natur voll strotzender Lebenskraft, nicht minder eine höhnende Mahnung, daß er verstoßen wird aus dem unergründlich süßen Dasein und der Dränger schon hinter ihm steht, der ihm sogleich zurufen wird, vom Genuß aufzubrechen. Er beneidete das Kindlein um seine nächste Zukunft, in der es, vom Tode nichts wissend noch ahnend, arglos und ohne Scheu auf allen Blütenbäumen des Lebens wie auf einem für die Ewigkeit gesicherten Besitz umherklettern wird, bis sie sich plötzlich, bei der ersten Erkenntnis schon, daß es einen Tod gibt, treulos über seinem Haupte zu einer Gruft wölben werden. Der sterbende König versank in tiefes Sinnen.

Nur zu früh wird diese Stunde kommen, dachte er, und was werden dem jungen König all die Lebenswonnen nützen, die ich ihm zurücklasse, wenn er auf dem untersten Grunde eines jeden Freudenkelches die Gifttropfen findet: „ich muß zu Grabe!“ „Nein“, rief er und richtete sich

auf, „mein Kind soll nicht gleich mir an diesem Weh ein Menschenalter lang kranken!“. — Mit Erstaunen sahen die Kämmerlinge und die Frauen den König das Haupt erheben, als wäre ihm die versiegende Kraft zurückgekehrt. Ein überwältigender Gedanke schien ihn mit frischem Leben zu durchströmen.

„Holt den arabischen Arzt!“ gebot er, während bereits der Schweiß des Todes auf seine Stirne trat. Aber die fliehende Seele wurde festgebannt von der Macht jenes Gedankens. Seine Augen blieben starr auf die Pforte gerichtet, durch welche der Gerufene eintreten mußte.

Bou-Maza, der Arzt, trat an das Lager. Er war der weiseste unter den Aerzten, berühmt im Lande, und der Lieblingsdiener und Lustigmacher des Königs, Ansim genannt, behauptete, seine Gelehrsamkeit wäre so groß, daß ihn nach jahrelangen mühsamen Forschungen die eigene Ueberzeugung zu der Erkenntnis geführt hätte, wie gegen den Tod kein Kraut gewachsen, was ungelehrte Leute bloß auf Treu und Glauben nachsprechen, ohne es zu wissen.

Kaum hatte der König Bou-Maza erblickt, als eine stumme Geberde des Gebieters allen bedeutete, das Gemach zu verlassen. Nur der Arzt blieb bei ihm zurück, und auf der andern Seite das noch immer schlafende Kind, dem der Sterbende einen Blick der Liebe zuwendete, den er bisher noch nicht gezeigt hatte.

Bou-Maza, der in der Tat nicht bloß ein gelehrter Arzt, sondern auch ein weiser Mann war, glaubte in der Brust des lebensgierigen Königs noch eine Hoffnung entzünden zu müssen und machte sich bereit, einen Trank zu mischen. Krampfhaft aber faßte der Sterbende seinen Arm und sprach: „Hinweg mit deinem Trank! Schütte ihn kranken Hunden vor! Die Bestie kann dankbar sein für den Rest Leben, denn sie weiß nicht, daß es nur ein Rest ist. Ich aber will keinen Aufschub, denn von dem

Uebel, an dem ich kranke, von dem Weh des Todeszwangs würde mich deine Kunst doch nicht gesunden machen."

„Wie oft habe ich den Tod nicht gefürchtet", fuhr er fort, „als ich noch den Wert des Lebens nicht kannte! Ein Räuber und eines Räubers Sohn, habe ich mich durch Blut und Mord hindurch gekämpft und Tausende von Leichen übereinander gelegt, um auf ihnen bis zu meinem Thron emporzuklimmen. Damals lachte ich des Todes. Aber als ich — einst nackt aufgelesen von der nackten Heide — nun in Purpur saß, da fing es an! Prunkend in jeglichem Geschmeide, fortrasend in schwelgendem Entzücken, hörte ich nur immer lauter und lauter den Mahner hinter mir: „Du gehst zu Grabe!"

„Er war mein Bett- und Tisch- und Spielgenosse. Ein frecher Dieb, dem alle Riegel meines Herzens wichen, bestahl er meinen geheimsten Freudenschrank. Er war es, der den Duft meines Weines mit fortnahm und die Ruhe meines Schlafes. Wenn ich liebe- und lustberauscht das schönste Weib umfing, zerflatterten Lust und Liebe im Zittern vor ihm wie Rosenblätter im Sturm. Meine Tage reihten sich aneinander gleich den Tälern des Paradieses, aber gleich dem austrocknenden Samum strich der einzige unabänderliche Gedanke darüber hin: „Du mußt zu Grabe!"

„Und ich weiß, warum ich allein vor allen, die da sterblich sind, dazu verdammt war, des Todes niemals vergessen zu können. Unter den Gefallenen, über die ich zu meinem Throne schritt, war ein Fluch laut geworden, daß ich nie aufhören soll, des Todes zu gedenken, unablässig seinen kalten Schatten über mich gebreitet fühlen soll, und jede Minute durchdrungen sei von dem Gram vor allen seinen Schrecken!

„Und dieser Fluch war es auch, der mir Sohn um Sohn geraubt. Noch mit rosigem Antlitz starben sie, unerwartet, plötzlich, wie von einem giftigen Pfeil aus

unsichtbarer Höhe getroffen. So ist mir nur der letzte noch geblieben, das Kindlein hier. Vielleicht verschont ihn der Fluch des frühen Todes, weil mein Auge nicht mehr Zeuge seines Sterbens sein wird. Aber auch der Fluch der Todesfurcht soll sich nicht auf dieses reine Haupt vererben.

„Vernimm! Von all den weisen Männern, die von jeher aus allen Landen zu mir strömten, weil ich sie um so mehr zu ehren wußte, je mehr ich es zu beklagen hatte, daß nicht schon meine Jugend durch die Lehren der Weisheit sanfter und besser war geführt worden, von all diesen Männern habe ich dich als den würdigsten erkannt und dich, der du von dem Geist Arabiens beseelt bist, dazu erkoren, mein Wort zu vollstrecken und darüber zu wachen, daß nicht Menschen noch Geschicke das Werk stören, welches ich dir zu vollbringen auferlege. Schwöre mir denn beim Propheten, daß du tun willst, wie ich dich heiße."

Bou-Maza, der nächst seiner Weisheit nur dem Herrscher dieses schönen Landes seinen Wohlstand und seinen Ruhm zu verdanken hatte, leistete mit der Dankbarkeit, welche, wie jede andere Tugend im Gefolge der Weisheit ist, den verlangten Schwur, worauf der sterbende König folgendermaßen fortfuhr:

„Schon ist Vorsorge dafür getroffen, daß der Knabe, sobald er den Händen der Frauen entwachsen sein wird und Seele und Ohr sich ihm öffnen werden für die Sprache des Verstandes und der väterlichen Leitung, deiner Hut anvertraut werde. Doch nicht bloß um seine Jugend zu schützen, und nicht bloß damit deine treue Hand ihn vor jedem Weh bewahre, übergebe ich ihn dir. Denn das war längst beschlossen; was ich dir aber nun sagen werde, das hat der Herr der Welten erst in diesem Augenblicke meinem Geist eingegeben, damit meinem Sprößling ganz zugute komme, was für mich selbst nur ein halber Genuß war.

„Genuß aber soll ihn entfesselt überbrausen, Wonne soll unter seinem Fuße sprießen, wohin er auch tritt. Nach welchem Ziel sich auch immer seine Blicke wenden, sein Wunsch soll dem Pfeil des geschickten Bogenschützen gleichen, der, kaum von der Sehne losgeschnellt, schon erreicht hat, wonach er ausgesandt wurde. Dabei aber —, und das ist es, was ich von dir verlange, — dabei bleibe ihm verborgen, daß er nichts ist als ein Sohn des Staubes. Keine Ahnung erfasse ihn, daß ein Grab offen steht, ihn und sein Glück zu verschlingen. Was da welk wird und zu zerfallen droht, wäre es eine Blume oder ein Weib, das werde durch Neues ersetzt, bevor er die schleichende und doch rasche Arbeit der Vergänglichkeit wahrgenommen hat. Die unveränderte Dauer der Dinge um ihn her lasse ihn nicht ahnen, daß er selbst keine Dauer hat.

„Tauche ihn in alle Tiefen des Wissens, doch nicht so tief, daß ihm die Kunde entgegendringen könnte, wie es die Verwesung ist, was die Welt bis zu ihrem innersten Kern durchnagt. Er sei der erste in Wahrheit Glückliche auf dieser trügerischen Erde. Wenn ihm das Dasein ein ewiges Verweilen ist, dann gibt es für ihn keine Vergänglichkeit, und für ihn stehen die Freuden still auf ihrer sonst nur allzu geschwinden Flucht. Die blumigen Ufer fliehen nicht, wenn nicht wir selbst im schnellsegelnden Kahn es sind, die an ihnen vorübereilen.

„Verderben und Elend, Hinschwinden und Siechtum, der Erde ganze Qual sei ihm ein wohlbehütetes Geheimnis. Wenn dann der unausbleibliche Tod sein Opfer hat, so wird er doch nicht vermocht haben, ihm täglich ein neues Sterben zu schaffen."

So sprach der sterbende König. Die kecke Rede schleuderte er gleichsam dem Tod ins Antlitz, der schon an seinem Lager stand und ihm jetzt gebieterisch die Lippen schloß. In demselben Augenblick aber öffnete

das erwachende Kindlein die seinen und schrie mit kräftigen Lungen dem schönen Lebenstraum entgegen.

II.

Der Frühling war gekommen; er trug den Zephyrschlauch in der einen, den Duftpokal in der andern Hand, und seine mächtigen Flügel, auf denen er über die Erde hinschwebte, waren zusammengesetzt aus den Schwingen, die er Tausenden von Schmetterlingen zu verleihen hatte. Was den seligen Wahn hegte, alle die Lilien, alle die Rosen ihm zu rauben, daß jeder Zephyr und jeder Duft zu schlürfen wäre und daß jeder Schmetterling es mit in die Lüfte heben könnte, das konnte nur ein Mensch sein, der selbst noch ein Frühling war.

Und als solch ein Menschenfrühling tummelte sich ein Knabe im Garten; er schlüpfte durch Hecke und Strauch und versuchte es, die Beete zu überspringen. In unbewußter Verwandtschaft mit dem Lenz knüpfte er mit allem, was dieser bot, innige Freundschaft. Ernsthaft schaute er in die offenen Kelche, rief den Vögeln auf den Zweigen zu, daß sie sich zu ihm gesellen mögen, half lachend ungeschickten Käfern auf, die auf dem Rücken lagen, und grollte den Kieseln im Sand ob ihrer gleichgültigen Unbeweglichkeit. Dann häufte er mit der wichtigsten Sorgfalt seine Blumen zusammen und trug sie, so eilig er laufen konnte, nach einem zum Teil aus grünen Ranken gebildeten Kiosk, auf dem höchsten Punkt des Gartens, von welchem aus das Auge eines graubärtigen Mannes jeden Schritt des Kindes bewachte. So ernst dieses dunkle Auge war, so liebend blickte es zugleich, so oft es der Mann mit dem Ausdruck des reinsten Behagens, aber auch einer unverkennbaren Sorge auf das Kind richtete. Der Knabe schlang den Arm um den Nacken des Mannes und mit seinem klugen Blick prüfte er, ob er wohl wie sonst den Mann zu einem jener Scherze gelaunt finden werde, die der Freund, so ernst und grau

er war, stets mit dem Jauchzen eines Kindes zu teilen pflegte.

Diesmal aber sprach fast Kummer aus dem gebräunten Antlitz des Alten, und betroffen davon setzte sich der Knabe stillschweigend an seine Seite. Er begann die Blumen zu sondern, die er mitgebracht, denn wenn er von den Frauen gelernt hatte, sie zu Kränzen zu flechten, so war er von seinem Lehrer und Führer bereits unterrichtet worden, sie nach ihren besonderen Kennzeichen zu unterscheiden. Plötzlich aber schien ihn ein Wunder zu blenden, halb lächelnd, halb erstaunt starrte er auf einen Gegenstand, der vor ihm lag, während der Mann neben ihm erschrak, denn er sah in den Händen des Knaben einen t o t e n Schmetterling.

Der Knabe plauderte mit heißer Freude: „So bist du mein! So hab' ich dich endlich gefangen, der du immer entflohen warst, wenn ich dich schon erhascht hatte! Auf den Blumen wolltest du lieber sitzen als auf meiner Hand? Jetzt aber halt' ich dich fest. Und hier hast du Blumen. Aber er läßt sie so stille liegen, und will die schönen Flügel nicht rühren. Ich gebe dir die Freiheit, ich lasse dich los, nun flattre davon! — Bou-Maza sprich: warum will er nicht fliegen?"

„Mein lieber Sohn," sprach der Araber, „es ist etwas anderes geworden aus diesem flatterlustigen Schmetterling. Er, der so viel unter den Blumen tändelte, er ist nun selbst eine stille Blume geworden."

„Und was wird aus dieser Blume?" fragte der Knabe, der nach Art der Kinder nicht aufhören konnte, wenn seine Fragelust einmal angeregt war.

„Aus der Blume wird Staub", antwortete Bou-Maza nach einiger Ueberlegung.

„Und was wird aus dem Staub?" fuhr der Knabe fort.

„Der Mensch, der Herr der Erde", lautete die Erwiderung, „du selbst bist Staub!"

Und wieder fragte der Knabe: „Willst du mir auch sagen, was ich werde?“

Nach einigem Stillschweigen sagte Bou-Maza: „Dir ist ein ewiges Dasein beschieden.“

Aber der Knabe fragte: „Was ist ewig?“

„Kind,“ entgegnete sein Lehrer, „das hat noch kein Mensch zu Ende gedacht. Hast du die Quelle gesehen, die hier den Garten tränkt? Sie fließt und fließt! Welle drängt sich auf Welle, ruhelos und ohne Aufhören, wobei die Pflanzen alle fröhlich in die Höhe schießen. So strömt auch das rote Blut in deinem Leib, ein Quell, der immer strömt und niemals rastet und dich so froh wie die Pflanzen gedeihen läßt.“

„Der Quell, der die Pflanzen gedeihen läßt“, sagte der Knabe nach einigem Sinnen, „hindert aber nicht, daß ich sie breche und zerpflücke. Ist das rote Blut in meinem Leib ein besserer Quell? Kann mich niemand verderben, kann mir niemand etwas zuleide tun?“

Nicht ohne halbverlegen nachgedacht zu haben, erwiderte Bou-Maza: „Die Pflanze kann sich nicht bewegen, darum ist die Stelle, auf der sie blüht, ihre ganze Welt und sie hat genug genossen, wenn sie solange blüht, bis du sie pflückst. Für dich aber, der du dich fortbewegen kannst, ist die Welt groß, unendlich weit, und so muß auch der Genuß unendlich sein. In den fernsten Ländern wachsen Rosen, sie wollen aber auch wie diese hier, daß du sie brechen sollst. Weit über dem Meere schlagen noch Nachtigallen, sie wollen nicht minder, du sollst sie hören. Der Lebensfreuden gibt es eine unermeßliche Fülle, darum bedarf es auch der unermeßlich langen Lebenszeit, bis du sie alle gepflückt und genossen hast, wie diese Blumen hier. Und weil du sie niemals alle gepflückt und genossen haben wirst, darum ist dir die Ewigkeit des Daseins beschieden. Nur eine solche Ewigkeit umspannt die unermeßlich große Welt, nur eine Dauer ohne Ende kann

dir alles zuführen, was Genuß auf Erden ist. Hast du zu deinem Ergötzen den Huf des Rosses Funken schlagen gesehen aus dem Kies? So ist jedes Ding, woran du rührst und regst, dazu bestimmt, dir einen Freudenfunken in die Seele zu werfen."

Der Knabe blieb lange schweigend, wie betäubt. Ein Erinnern schien in ihm aufzusteigen und er lange mit verschwommenen Bildern zu kämpfen, bevor er sich es deutlich machen konnte. Endlich sagte er: „So gibt es nur Freuden und kein Leid für mich auf dieser ganzen weiten Erde? Was war es aber dann, was jüngst durch meinen Schlaf gegangen? Mein Herz tat mir weh, als ich erwachte, und mein Auge war naß von Tränen, die ich im Schlaf vergossen hatte, wie damals, als mir mein Paradiesvögelchen entfloh, das du mir freilich gleich wieder gebracht hast. Aber nach dem Schlafe jüngst fehlte mir etwas, von dem ich nicht weiß, daß ich es jemals besessen hätte, auch wollte das Herz nicht aufhören, mir weh zu tun, und lange ging ich betrübt umher."

„Das ist ein Traum, mein Kind," sagte der Araber, „der böse Traum vom Leid, der dich dem Glück nicht ganz überlassen will, aber nur, damit du, erwacht, dich mit noch tausendmal größerer Lust in der unendlich schönen Welt wiederfinden magst."

So fuhr der Araber fort, eine überreiche Erwartung vom Leben in dem Sinn des Knaben zu entzünden, auf daß er niemals sehnsüchtig nach Sphären schweifen oder von Dingen träumen könne, die nicht zu diesem Leben gehören. Einem Dasein, das sich ohne Grenzen zu dünken hatte, durfte auch die Welt und der Genuß in ihr keine Grenzen haben. Heißgerötet sprang der Knabe endlich auf, als müßten jetzt und jetzt und von allen Seiten die unbestimmten Seligkeiten, die ihm verheißen wurden, aus dem Boden springen. Nur die Mahnung, daß der Schlüssel zu ihnen das Lernen, das Erkennen wäre, konnte

sein Erwarten zügeln. Gestein und Moos und was er sah und berührte, wurde schon jetzt ein Gegenstand seiner belehrungslüsternen Ungeduld.

Je entzückender sich aber die Welt nach und nach vor dem heranwachsenden Knaben entschleierte, umso mächtiger wurde die Trauer, welche die Seele seines Meisters überschattete. Oft murmelte der Araber im stillen:

„Weh dir, wenn du fort und fort nach immer größeren Freuden, nach der Freudenwurzel alles Lebens suchend, die Welt in tausend leblose und freudenlose Trümmer zerschlagen, und doch immer noch die Freudenwurzel ihres Lebens nicht gefunden hast! Weh dir, wenn du den Weltenleib mit Verachtung hingeworfen und nicht ahnend, was in dir selbst über ihn hinausreicht, vergebens nach einer Seele dieses Leibes weinst!"

## III.

Es kam der Tag, da der Knabe Jüngling geworden war. Alle Genüsse des Morgenlandes lagen ihm zu Füßen und Hunderte von Sklaven, willenlose Werkzeuge eines jeden seiner Wünsche. Und nur ein einziger Wunsch blieb ihm unerfüllt, weil er ihn nicht nennen, nicht aussprechen konnte. Es trieb ihn weiter und weiter, über das ganze Erdenrund, das Wort jenes brennenden, jenes namenlosen Wunsches zu finden, und er hatte es, dank der Sorge seines Meisters und Führers, nicht gefunden, als er heimgekehrt war. Schwer lastete der schöne Himmel auf ihm, für welchen nur sein Auge, nicht aber seine Seele geöffnet war. Die große, ihm als unendlich weit gepriesene, als nicht auszugenießen gerühmte Welt wurde ihm zu einem jener Kerker des Mittelalters, die sich mehr und mehr verengen, bis die zusammenrückenden Wände den Gefangenen erdrücken.

Als er dergestalt nach einem Ausblick seufzte, nach

einer Seelenbefreiung, für die er keinen Namen hatte, als ihn die Enge der Welt, der unendlichen Welt, stets beängstigender und rastloser hin und her trieb, da blieb das Herz des Arabers nicht ohne Erbarmen. Er kämpfte einen Augenblick mit sich selbst, ob er nicht seinen Schwur brechen und mit einem einzigen Wort dem armen Todberaubten den Blick in die wahre Unendlichkeit verleihen sollte. Seine berechnende Klugheit zeigte ihm aber noch einen anderen Ausweg. Der brennenden Sehnsucht des Jünglings brauchte bloß ein bestimmtes Ziel gegeben zu werden, wenn auch nicht das rechte. Der Drang nach der wahren Unendlichkeit konnte auch einen irdischen Gegenstand finden, der ihm, wenn auch nur für eine Spanne Zeit, Befriedigung zu spenden vermochte. Glaubt nicht die Liebe, eine Unendlichkeit zu sein, die ihr Ziel kennt, die ihren letzten Wunsch auszusprechen und zu nennen vermag? Glaubt nicht beglückte Liebe eine befriedigte Unendlichkeit zu sein?

Bou-Maza führte seinem Zögling ein Weib vor Augen, M i r z a l a mit Namen, für die der junge König in Liebe entbrannte. Er hatte das Gefühl noch nicht gekannt, und glaubte nun gefunden zu haben, was er so lange und so schmerzlich gesucht, das Wort, den Namen seines tiefsten und brennendsten Wunsches. Dieser Name war Mirzala. Jetzt wähnte er zu wissen, warum und wofür eine nie gestillte Sehnsucht in ihm loderte, und wenn sie nur umso heißer flammte, so schienen sich doch Duftkörner in ihr zu verzehren, deren Rauch ihn mit süßer Betäubung umspann. Und seltsam! Der Wunsch, den er jetzt doch zu nennen vermochte, er zitterte, ihn auszusprechen, und er kam lange nicht von seinen Lippen. Eine schmerzliche und jetzt zugleich wonnige Hast trieb ihn umher.

In solchem innern Sturm bestieg er eines Morgens sein Berberroß, dessen rascher Flug der Bewegung seines Herzens entsprechen sollte. Er ritt und ritt und spürte

nicht Hunger, nicht Durst noch Ermüdung, ziellos fortgetrieben von der seligen Unruhe seines Liebens. Durch weite Flächen jagte er sein edles Tier, an schmalen Felsenkanten ließ er es emporklettern und setzte mit ihm über klaffende Abgründe. Wußte er doch nichts von drohender Gefahr!

Die Sonne stand schon senkrecht über ihm, als er wahrnahm, wie das sonst so fügsame Tier sich seinem Willen zu widersetzen begann. Ein Keuchen, wie er es sonst nie vernommen, ächzte aus der Brust des Pferdes und Sporn und Zuruf brachten es nicht mehr zu schnellerem Lauf. Darüber entbrannte der Reiter in Zorn, und als ob ihn erst jetzt ein ungestümes Verlangen nach Mirzalas Anblick überfiele, wendete er zur Heimkehr um. Er ritt und ritt, das Pferd stürzte, er riß es am Zügel empor. Schon neigte sich die Sonne dem Untergang zu, als er den Ausgang des Waldes erreichte, wo sich das weite Tal mit seinem Palast auf der Anhöhe erblicken ließ. Er setzte den Sporn in die Weichen des Renners, dieser bäumte sich hoch auf und lag dann wie zerschmettert auf dem Boden, während das Blut aus seinen weitgeöffneten Nüstern strömte. Als der junge König sich dabei aus dem Sattel geschwungen und erschrocken und zugleich über die Maßen erstaunt auf das verendende Tier als auf ein nie gesehenes Schauspiel niederstarrte, traf ihn ein Blick aus dem sich verdrehenden Auge des Pferdes. Nie geahnte Schauer drangen davon in die Seele des Pferdes, ein Frieren vom Wirbel bis zur Zehe. Nur noch mehr verwundert faßte er wieder den Zügel, aber regungslos blieb der Kopf des Rosses und zu dem Schmeichelnamen, dem es sonst immer mit Wiehern gedankt hatte, spitzte es jetzt nicht einmal mehr das feine Ohr. In leidenschaftliche Wut ging der anfängliche Schrecken des jungen Königs über, denn er traf hier auf den ersten Widerstand, der seinem allmächtigen Willen jemals begegnet war. Unempfindlich blieb der

Leib vor ihm dem stärksten Geißelschlag, und das Eisen, das er in die Weichen stieß, entlockte kein Blut mehr. Lange sah er in das stier verglaste Auge und bedachte dann die rätselhafte Unbeweglichkeit des Tieres. Je länger er davor stand, um so mehr strömte davon ein eigentümlicher Zauber in sein Gemüt, der Zauber einer Ruhe, welche ihm ein beneidenswert süßes Geheimnis zu verbergen schien. Langsam kehrte er in seinen Palast zurück, mit der heitern Befriedigung eines Kindes, dem man irgend ein außerordentliches Wunder als Geschenk versprochen hat, ein Wunder, auf das es sich nur zu freuen, das es sich aber nicht vorzustellen vermag.

Diese Ahnung von einem Zustand unsäglichen Friedens verflog, als der Anblick Mirzalas seine Pulse von neuem in einem ungestümen Verlangen klopfen machte. Aber mutiger geworden, seit ein schattenhafter Traum von einem unbekannten Glück durch seine Seele gezogen war, sprach er seine Wünsche aus und verlangte und empfing die süßeste Gewährung, das Geständnis der gleichen Liebe in Wort und Kuß. Tage folgten in langer Reihe, während welcher die wild begehrenden Dämonen seines Innern eingeschlummert lagen.

In der höchsten Wonne der Befriedigung war es, daß er an den ruhevollen Anblick denken mußte, den ihm das gestürzte Tier dargeboten hatte. In einem solchen Augenblicke auch war es, daß er dem tiefsten Grund seines Leides mit Worten nahe kam, indem er von einer Fortdauer süßer Bewußtlosigkeit, von einem Nimmerwiederkehren in die Zustände des alltäglichen Daseins sprach. „Gibt es kein Aufhören?“ fragte er endlich.

Und ein immer größerer Umkreis seines Sinnens und Träumens wurde von dieser Frage wie von einem Brand erfaßt. Dieser Brand hatte die Liebe aufgezehrt, bevor er selbst es noch wußte. Wieder loderte die Sehnsucht nach einer weiten, weiten Ferne, die nicht zu nennen, nach einer Unendlichkeit, die nicht zu erreichen war.

Wieder rückte die Welt enger und enger und immer mehr erdrückend um ihn zusammen.

Weil er aber nicht wußte, daß er die Liebe nicht mehr hatte, forschte er nach dem Grund, warum ihr Glück ihn nicht mehr zu befriedigen vermochte, als wäre dies der Grund seines ganzen innern Elends. Mit all seinen Erkenntnissen an diese sichtbare und greifbare Welt wie mit eisernen Ketten geschmiedet, kam er endlich auf den Gedanken, in der Enge des ihn rings umgebenden Raumes liege die Ursache seiner Nichtbefriedigung. Mit seinem Empfinden für eine unnennbare, über alles, was er sah, hinausreichende Ferne, lag die Erfüllung seiner Wünsche ihm überall viel zu nahe. Er brauchte die Arme bloß zu öffnen und die der Geliebten umschlangen ihn. Es sollte alles, was er liebte und wünschte, weiter, viel weiter von ihm entfernt sein.

In diesem Gedanken wandelte er eines Tages mit Mirzala am Fuße eines himmelhoch ragenden Felsens, der das Tal begrenzte. Sie blickten zu der Spitze empor, die in den wolkenlosen blauen Himmel ragte. Plötzlich gebot er Mirzala, an der Stelle, wo sie stand, zu verharren, bis er nach ihr rufen werde. Ehe sie eine Frage tun konnte, war er verschwunden.

Sie harrte lange, kein Laut ließ sich vernehmen. Der junge König hatte indessen die Spitze des Felsens erklommen und sah nach ihr hernieder. Er rief ihren Namen, sie konnte ihn nicht vernehmen. Nur zufällig wandte sie das Haupt empor. „Jetzt bist du ferne, so unendlich ferne!“ rief er, „jetzt lohnt es sich, dich zu erreichen.“

Er stürzte zerschmettert zu ihren Füßen.



1/4 4:-
25:-

2/

